This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Urania Bücherei

PT
2054
B37

UC-NRLF
$B 146 737

Hermann Bahr

Um Goethe

YC139879

Herausgegeben von dem
Volksbildungshaus Wiener Urania

Urania-Bücherei.

Eine Sammlung leicht verständlicher Einzeldarstellungen aus den verschiedensten Zweigen des Wissens und Schaffens.

Diese Sammlung stellt sich die Aufgabe, dem Leser in fesselnder Form gründliche, vorurteilsfreie Belehrung zu bieten und ihn mit dem neuen geistigen Leben zu verbinden, das unsere bedeutungsvolle, ruhelose Zeit erfüllt. Als Stimmen der Zeit stehen sie in der wissenschaftlichen, sozialen, literarischen und künstlerischen Arbeit; sie halten aus dem angesehenen Mitarbeiterkreis der Wiener Urania das Beste von dem Geeigneten in Buchform fest. Es werden nur solche zu Wort kommen, die als Schaffende etwas Dauerndes und Bauendes zu sagen haben. Die Bücherei wird das Antlitz des Volksbildungshauses Wiener Urania haben, dem sie entstammt. — Die Urania-Bücherei, das einzige derartige österreichische Unternehmen, will im Dienste der Volksbildung wirken und nimmt aus dem Wollen und der Arbeit, aus den Verpflichtungen und Gesinnungen der deutschen Gegenwart ihren Maßstab für Bildung und Lebensanschauung.

Zunächst sind die folgenden Bände erschienen:

1. Band. Richard Charmatz (Wien):

Das politische Denken in Österreich.

2. Band. Geh. Rat Univ.-Prof. Dr. P. Deussen (Kiel):

Vedânta, Platon und Kant.

3. Band. Univ.-Dozent Dr. Paul Kammerer (Wien):

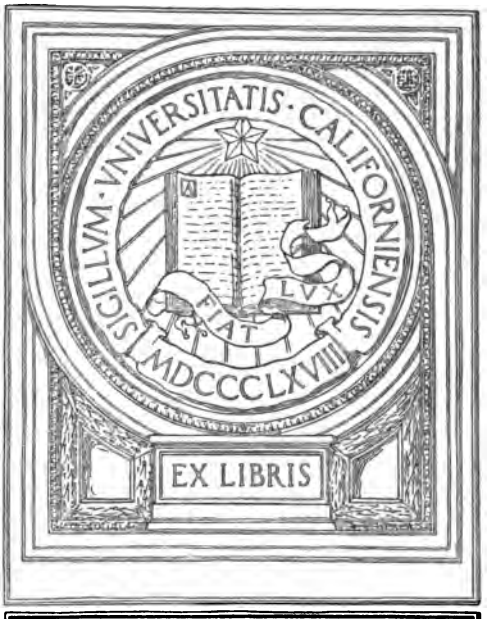
Naturforscherreisen zu den Felseneilanden Dalmatiens.

(Mit Bildern.)

4. Band. Kinderarzt Dr. Heinrich Keller (Wien):

Ve[illegible]rnünftige Mütter.

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·



9. Band

Urania Bücherei

Buchdruckerei Carl Fromme, G. m. b. H., Wien V.

Hermann Bahr †

Um Goethe

Wien 1917
Verlag des Volksbildungshauses Wiener Urania
Für den Buchhandel: Waldheim-Eberle A. G., Wien. — Otto Klemm, Leipzig

PT2054
B27

Der böse Goethe.

Eine kluge Berlinerin hat mir einmal gesagt: „Ich mag Goethe nicht, er erinnert mich zu sehr an Paul Lindau. Ich mag solche gelassen heitere, ewig gleiche Menschen nicht, denen es nie schlecht geht!“ Man wird das paradox finden. Aber ich kann es schon begreifen. Der Goethe, den wir in der Schule lernen, der olympische, ungetrübt strahlende, niemals verzagende, ruhig erhabene, dieser unmenschliche Goethe muß wirklich jeder tieferen und sehnsüchtigen Natur verdächtig sein. Er ist aber nur eine Fabel der Germanisten. Diese haben sich einen Goethe erfunden, der ungefähr den Werken seiner Reife entspricht. Sie sind nämlich schlechte Psychologen und meinen, in seinen Werken drücke der Dichter das Wesen und die Stimmung aus, die er im Leben hat. Dies ist es aber nicht, sondern da drückt er aus, was ihm im Leben fehlt. Er ist in seinen Werken, was er im Leben gern wäre. Er überwindet sich in ihnen und wird, wonach er sich sehnt. Und wie wir die Würde und das Maß der alten Statuen erst begreifen, wenn uns die Not, die Wut, die Hysterie der Griechen aufgegangen ist, so kann nur, wer zuvor den bösen Goethe gesehen hat, erst die Schönheit des heiter gütigen erkennen.

M323614

„Man sah ihm an, daß er in sich selber ruht und über Lob und Tadel erhaben ist", hat Eckermann von ihm gesagt und Schiller schrieb: „Während wir anderen mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leise an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen." Auch Grillparzer schildert ihn ähnlich: „Er sah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater." Doch findet dieser schon, er habe „etwas unendlich Rührendes" gehabt. Er mochte durchfühlen, was es ihn gekostet haben muß, zum „König" zu werden, und wie schwer diese Leichtigkeit, diese Ruhe, diese Sicherheit erzwungen worden waren.

Bevor er es sich abgerungen hatte, so zu scheinen, wie er gern gewesen wäre, finden wir ihn ganz anders geschildert. 1779 schreibt Frau Schlosser an Jacobi: „Goethe kann gut und brav, auch groß sein, nur in Liebe ist er nicht rein und dazu wirklich nicht groß genug. Er hat zu viel Mischungen in sich, die wirren, und da kann er die Seite, wo eigentlich Liebe ruht, nicht blank und eben lassen. Goethe ist nicht glücklich und kann schwerlich glücklich werden." Um dieselbe Zeit heißt es in einem Briefe Wielands über ihn: „Zum Glück mußte sich's treffen, daß der fast immer wütige Mensch diesen Tag gerade in seiner besten rezeptivsten Laune und so amüsable war wie ein Mädchen von Sechzehn ... Ein paar Tage darauf gestand er selbst, daß er in drei Jahren vielleicht nicht wieder in diesen Grad von Re-

zeptivität und Offenheit jedes Sinnes für ein opus hujus furfuris et farinae kommen würde." November 1779 kommt Lavater mit dem Herzog und Goethe zu Bodmer, und dieser erzählt: „Als wir standen, stellte Lavater Goethe vor mich und sagte, ich sollte die Augenbrauen, die Stirn, den Mund (alles in seinen Kunstwörtern) begucken, ob ich darin nicht einen bösen Menschen erblicke." Frau Herder schreibt an ihren Mann 1788: „Goethe besucht mich meistens alle andern Tag. Er war gestern nachmittag da. Er ist beinahe wie ein Chamäleon: bald bin ich ihm gut, bald nur halb." 1806 schildert ihn Stephan Schütze in der Gesellschaft bei Johanna Schopenhauer: „Es konnte einem ganz ängstlich zumute werden, wenn er verstimmt in die Gesellschaft trat und aus einem Winkel in den andern ging ... Das Merkwürdigste war, ihn fast jedesmal in einer anderen Stimmung zu sehen, so daß, wer ihn mit einem Mal zu fassen glaubte, sich das nächste Mal gewiß gestehen mußte, daß er ihm wieder entschlüpft sei. Man hatte bald einen sanft ruhigen, bald einen verdrießlich abschreckenden (auch Kummer drückte sich gewöhnlich bei ihm durch Verdrießlichkeit aus), bald einen sich absondernden, schweigsamen, bald einen beredten, ja redseligen, bald einen episch-ruhigen, bald — wiewohl seltener — einen feurig-aufgeregten, begeisterten, bald einen ironisch-scherzenden, schalkhaft neckenden, bald einen zornig scheltenden, bald sogar einen übermütigen Goethe vor sich." Und als er einmal, erzählt Schütze weiter, Calderons

ſtandhaften Prinzen vorlas, ſei er, „bei der Szene, wo der Prinz als Geiſt mit der Fackel in der Nacht dem kommenden Heere voranleuchtet, ſo von der Schönheit der Dichtung hingeriſſen worden, daß er mit Heftigkeit das Buch auf den Tiſch warf, daß es auf die Erde fiel." Ebenſo habe er ſich aber auch kindiſch freuen können, wenn es in den Weimariſchen Volksſtücken recht „verruchter" zuging, was „in ſeinem Munde für ein Lob zu achten war".

Er iſt nicht glücklich und kann ſchwerlich glücklich werden, der immer wütige Menſch, beinahe wie ein Chamäleon, bald verdrießlich abſchreckend, bald verrucht vergnügt, alles mit Heftigkeit, alles extrem und täglich ein anderes, wie er es einmal an die Stein nennt, „inneres Wetter" — dies iſt nun freilich der Goethe nicht, den uns der gute Eckermann vorgemacht hat. Dienstag den 10. Juni 1823 war Eckermann zum erſten Mal bei Goethe, dem es in jenen Jahren zur Maxime geworden war, daß der „durch ſeine Leidenſchaften und Schickſale verdüſterte Menſch der Klarheit und der Aufheiterung bedarf". So zog er den gelehrigen jungen Mann an ſich, um ihm den Anblick einer vollendeten Bildung zu gewähren und durch ihn „die Seligkeit der eigenen Kultur auf die Nachkommen auszugießen". Er zeigte ſich ihm ſo, wie er unter den Deutſchen fortzuleben und fortzuwirken geſonnen war, um dieſem leidenſchaftlichen und trüben Volke zu einer helleren und friedlichen Kultur zu helfen. „In ſeinen Empfindungen heiter und jung

wie der beginnende Lenz, in seinen Worten alt an Weisheit", so der aufblickenden Nation dargeboten, mochte er hoffen, ihr die Tugenden der schönen Sitte aufzuzwingen. Deshalb hat er sich vor Eckermann immer, wie wir heute sagen würden: „stilisiert", nämlich wie er glaubte, daß ihn die Deutschen brauchten. Man merkt aber doch oft bald seinen Zorn, bald seine Wehmut durch, und wie gelassen und überlegen er sich gewaltsam halten mag, immer, immer „sitzt ihm ein stiller, trauriger Zug über der Seele". (Auch dieser Ausdruck ist aus einem Briefe an die Stein.) Immer wieder die Klage über seine tiefe Einsamkeit: „Sie mögen nun denken, wie es um die Meinungen der Masse aussah und wie man eigentlich immer allein stand." (Ähnlich heißt es in der Campagne: „Man kann sich keinen isolierteren Menschen denken, als ich damals war und lange Zeit blieb." Und ähnlich sagt er einmal zum Kanzler von Müller: „Der Meister belegt, in welcher entsetzlichen Einsamkeit er verfaßt worden, bei meinem stets aufs allgemeinste gerichteten Streben.") Und immer wieder auch die Erinnerung an Zeiten, „wo ich mit Tränen einschlief". Und immer wieder die Sorge, wie „herzlich schlecht es uns alten Europäern geht ... Man sollte oft wünschen, auf einer der Südseeinseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack, durchaus rein zu genießen. Denkt man sich bei deprimierter Stimmung recht tief in das Elend unserer Zeit hinein, so kommt es einem oft vor,

ſtandhaften Prinzen vorlas, ſei er, „bei der Szene, wo der Prinz als Geiſt mit der Fackel in der Nacht dem kommenden Heere voranleuchtet, ſo von der Schönheit der Dichtung hingeriſſen worden, daß er mit Heftigkeit das Buch auf den Tiſch warf, daß es auf die Erde fiel." Ebenſo habe er ſich aber auch kindiſch freuen können, wenn es in den Weimariſchen Volksſtücken recht „verruchter" zuging, was „in ſeinem Munde für ein Lob zu achten war".

Er iſt nicht glücklich und kann ſchwerlich glücklich werden, der immer wütige Menſch, beinahe wie ein Chamäleon, bald verdrießlich abſchreckend, bald verrucht vergnügt, alles mit Heftigkeit, alles extrem und täglich ein anderes, wie er es einmal an die Stein nennt, „inneres Wetter" — dies iſt nun freilich der Goethe nicht, den uns der gute Eckermann vorgemacht hat. Dienstag den 10. Juni 1823 war Eckermann zum erſten Mal bei Goethe, dem es in jenen Jahren zur Maxime geworden war, daß der „durch ſeine Leidenſchaften und Schickſale verdüſterte Menſch der Klarheit und der Aufheiterung bedarf". So zog er den gelehrigen jungen Mann an ſich, um ihm den Anblick einer vollendeten Bildung zu gewähren und durch ihn „die Seligkeit der eigenen Kultur auf die Nachkommen auszugießen". Er zeigte ſich ihm ſo, wie er unter den Deutſchen fortzuleben und fortzuwirken geſonnen war, um dieſem leidenſchaftlichen und trüben Volke zu einer helleren und friedlichen Kultur zu helfen. „In ſeinen Empfindungen heiter und jung

wie der beginnende Lenz, in seinen Worten alt an Weisheit", so der aufblickenden Nation dargeboten, mochte er hoffen, ihr die Tugenden der schönen Sitte aufzuzwingen. Deshalb hat er sich vor Eckermann immer, wie wir heute sagen würden: „stilisiert", nämlich wie er glaubte, daß ihn die Deutschen brauchten. Man merkt aber doch oft bald seinen Zorn, bald seine Wehmut durch, und wie gelassen und überlegen er sich gewaltsam halten mag, immer, immer „sitzt ihm ein stiller, trauriger Zug über der Seele". (Auch dieser Ausdruck ist aus einem Briefe an die Stein.) Immer wieder die Klage über seine tiefe Einsamkeit: „Sie mögen nun denken, wie es um die Meinungen der Masse aussah und wie man eigentlich immer allein stand." (Ähnlich heißt es in der Campagne: „Man kann sich keinen isolierteren Menschen denken, als ich damals war und lange Zeit blieb." Und ähnlich sagt er einmal zum Kanzler von Müller: „Der Meister belegt, in welcher entsetzlichen Einsamkeit er verfaßt worden, bei meinem stets aufs allgemeinste gerichteten Streben.") Und immer wieder auch die Erinnerung an Zeiten, „wo ich mit Tränen einschlief". Und immer wieder die Sorge, wie „herzlich schlecht es uns alten Europäern geht ... Man sollte oft wünschen, auf einer der Südseeinseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack, durchaus rein zu genießen. Denkt man sich bei deprimierter Stimmung recht tief in das Elend unserer Zeit hinein, so kommt es einem oft vor,

als wäre die Welt nach und nach zum jüngsten Tage reif. Und das Übel häuft sich von Generation zu Generation! Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unserer Väter zu leiden haben, sondern wir liefern auch diese geerbten Gebrechen, mit unseren eigenen vermehrt, unseren Nachkommen". Und dann tauchen so merkwürdige Sätze auf: „Übrigens aber ist der Mensch ein dunkles Wesen, er weiß nicht, woher er kommt, noch wohin er geht, er weiß wenig von der Welt und am wenigsten von sich selber. Ich kenne mich auch nicht und Gott soll mich auch davor behüten." Und endlich gar das furchtbare Bekenntnis: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt."

Zelter ist vielleicht der einzige Mensch gewesen, den Goethe wirklich gern gehabt hat*. Er sah ihn tief unter sich, aber eigentlich mochte er ihn manchmal insgeheim beneiden, weil diesem tüchtigen „Lebe-, Lust- und Reise-Mann" gewährt war, sich immer gleich zu bleiben. Der brave Berliner schlug fest um sich, nicht weiter, als daß er selbst noch die Wirkungen gewahren konnte, und wie er, immer nur der Forderung des Tages ergeben, alles

* Sein Gefühl für Meyer war Achtung, Bewunderung, ja fast Ehrfurcht.

um ſich gedeihen ſah, mochte er ihm recht als der Tätige erſcheinen, der immer zu nützen, zu helfen bereit ſteht. Neben ihm kommt er ſich ſelbſt als der Einſiedler vor, „dem Nachdenken und der Betrachtung hingegeben, die Gegenwart aufopfernd, der Zukunft ſich widmend", und während jener, „in die kreiſelnde Bewegung einer großen Königſtadt verſchlungen", doch ſeiner immer gewiß bleibt, braucht er die Ruhe ſeines Gartens am Stern, um „ſich zu ſammeln und zu manchem guten Hervorbringen zu einigen und zu innigen". Er ſeufzt: „Es iſt mir doch, als wenn ſelbſt gute und vorzügliche Menſchen an gewiſſen Tagen, unter gewiſſen Umſtänden, nichts zu taugen verdammt wären." Und ein anderes Mal, vom Miſanthropen des Molière ſprechend: „Freilich mußte er (Molière) das aus ſeinem eigenen Buſen nehmen, er mußte ſeine eigenen Beziehungen gegen die Welt ſchildern; aber was für Beziehungen! Die allgemeinſten, die es nur geben kann. Ich wollte wetten, du haſt dich auf mehr als einer Stelle auf der Tat ertappt. Und ſpielſt du nicht dieſelbe Rolle gegen deine Tagesgenoſſen? Ich bin alt genug geworden und habe es doch noch nicht ſo weit gebracht, mich an die Seite der epikuriſchen Götter zu ſetzen." Und einmal, der Qual des nutzloſen Ringens faſt erliegend: „Wenn der Menſch nicht von Natur zu ſeinem Talent verdammt wäre, ſo müßte man ſich als töricht ſchelten, daß man ſich in einem langen Leben immer neue Pein und wiederholte Mühſal aufladet."

Aber nirgends richtet ſich der böſe Goethe ſtrenger

und mächtiger auf als in den Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller. Der Kanzler bemerkt einmal: „Neue Lehre, wie schwer es ist, mit Goethe umzugehen.“ Bald finden wir ihn „taciturn und marode“, „abgespannt und einsilbig“, „nicht aufgelegt“ und „nichts ist peinlicher, als das Zusammensein mit ihm, wenn er jeden Gesprächsfaden sogleich fallen läßt oder abreißt, auf jede Frage mit: „Gute Menschen! Es ist ihnen aber nicht zu helfen“, oder „Da mögt ihr jungen Leute zusehen, ich bin zu alt dazu“ antwortet und manche lange Pause mit nichts als „Hm! Hm!“ ausfüllt, auch wohl den Kopf wie aus Schläfrigkeit sinken läßt“; bald „leidenschaftlich und abstoßend“ in seiner „Grobianslaune“ oder gar von jener „bitter-humoristischen Stimmung und sophistischen Widerspruchsart, die man so ungern zuweilen an ihm wahrnimmt ... wie schmerzlich ist es doch, solch eines Mannes innere Zerrissenheit zu gewahren, zu sehen, wie das verlorene Gleichgewicht seiner Seele sich durch keine Wissenschaft, keine Kunst wieder herstellen läßt, ohne die gewaltigsten Kämpfe, und wie die reichsten Lebenserfahrungen, die hellste Würdigung der Weltverhältnisse ihn davor nicht schützen konnten!“ So gräbt er sich in seiner „Dachshöhle“ ein und sieht zu, wie er sich „durchflicke“, in einer ungeheuren Entsagung: „Ich will nichts von den Freuden der Welt, wenn sie mich nur auch mit ihren Leiden verschonen wollte!“ Und „seine ganze Haltung“ gibt „den Begriff eines unbefriedigten, großartigen Strebens, einer gewissen inneren Desperation“.

Und wenn wir ihn einmal ſagen hören: „Man muß nur immer ſorgen, erregt zu werden, um gegen die Depreſſion anzukämpfen", dann verſtehen wir den „olympiſchen" Goethe erſt: er iſt in der furchtbaren Not des „böſen" geboren worden.

Der olympiſche der Germaniſten kann uns nicht helfen. Wir begreifen ihn nicht, wir empfinden nur das eigene Leid deſto härter. Aber der böſe mag uns tröſten: denn er lehrt, wozu den Menſchen die Qual gegeben wird, und wir verſtehen durch ihn das Wort Hebbels, das vielleicht alles Geheimnis enthält: „Was du meine Krankheit nennſt, iſt zugleich die Quelle meines, wie jedes höheren Lebens. Für das, was den Menſchen Glück heißt, hab ich niemals viel Sinn gehabt und verliere ihn mehr und mehr; dafür gibt es einzelne Stunden, die mich mit einem überſchwenglichen Reichtum innerer Fülle überſchütten; dann löſt ſich mir jedes Rätſel, ich fühle mich ſelbſt in meiner Würde und meiner Kraft, ich erkenne, daß meine größten Schmerzen nur die Geburtswehen meiner höchſten Genüſſe ſind."

Der veränderte Freund.

Mit grimmiger Ruhe schildert Goethe einmal, wie schwer es seinen Getreuen oft wurde, sich in den „veränderten Freund" zu finden. Sie blieben immer dieselben, er veränderte sich immer. „Wenn die Leute glauben, ich wäre noch in Weimar, dann bin ich schon in Erfurt", pflegte er zu sagen. Er hatte eine wahre Passion, sich umzuwandeln; und dies mit einer Entschiedenheit, vor der sich die anderen entsetzten; denn dann verleugnete er wild, was ihm eben noch wert gewesen war. Dem „zarten Sinn" der Iphigenie fühlte er sich nach ein paar Jahren so „entfremdet", daß er es eine Zeit durchaus nicht mehr ertrug, an sie erinnert zu werden; ihr bloßer „Anklang" war ihm schon lästig. Nur der Veränderung blieb er treu. Schon der Jüngling schrieb: „Wir müssen nichts sein, sondern alles werden wollen"; und der Greis rief seinen Feinden zu:

Sie zerren an der Schlangenhaut,
Die jüngst ich abgelegt.
Und ist die nächste reif genung,
Abstreif' ich sie sogleich
Und wandle neu belebt und jung
Im frischen Götterreich.

Diese Wendung von der „Haut" war ihm geläufig. Er gebrauchte sie auch einmal gegen Plessing: „Der Mensch hat viele Häute abzuwerfen, bis er seiner selbst und der weltlichen Dinge nur einigermaßen sicher wird." Und ebenso ein anderes Mal zu Riemer: Seine Dichtungen seien gleichsam Häutungen vorübergehender und vorübergegangener Zustände. Und als sich ihm nun gar die ewige Metamorphose aller Natur erschloß und er die ungeheure „Versatilität", das „Wechselhafte" ihrer Gestalten erkennen lernte, da traf diese Ahnung der höchsten Geheimnisse mit dem tiefsten Drange seines Wesens wunderbar zusammen: hier wie dort, überall und immer „Proteus"! Selbst der Tod verlor allen Schrecken für ihn, wenn er daran dachte, daß doch auch das Sterben nur wieder eine neue Verwandlung sein kann:

Und so lang du das nicht hast
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde!

Ein Theaterabend, aus Zufall oder Absicht zu den Fragmenten „Prometheus" und „Elpenor" das Lustspiel „Der Bürgergeneral" gesellend, ließ mich das einst wunderlich stark empfinden. Denn geht man diese Werke durch, so geschieht einem fast wie jenen Getreuen: man erschrickt über den „veränderten Freund". Ist es zu denken, daß das derselbe Mensch sein soll? Dort so leidenschaftlich, ungestüm, formlos, gotisch (wie er das später zu nennen pflegte), dann so kalt, gemessen, klar, griechisch

(wie er sich wenigstens damals das Griechische dachte), hier gar so bürgerlich, platt und (trauen wir uns nur!) banal, niederländisch hätte er vermutlich gesagt! Und man bedenke: knapp zwanzig Jahre sind dazwischen. Er fing den „Prometheus" im Herbst 1773 an; die Ode, welche jetzt den dritten Akt bildet, folgte anfangs 1775. „Elpenor" ist, nach Riemer, am 11. August 1781 begonnen. „Der Bürgergeneral" ist 1793 geschrieben. Uns aber scheint von einem zum andern so weit, als müßten wir durch Jahrhunderte fliegen. Und erinnern wir uns gar noch, aus Briefen oder den anderen Gedichten, die er um dieselbe Zeit schrieb, an den Menschen, der hinter jedem dieser Werke steht, so verzagen wir fast, den immer veränderten Freund zu erkennen.

1773 bis 1775. Der Götz ist eben erschienen, und nicht nur „alles, was in der Jugend Wildes und Ungeschlachtes lebt", nein, die ganze Nation jauchzt ihm zu. Er wird auf einen Schlag zum Hauptmann dieser „fordernden" Zeit. Und so ist's, nach langem Schwanken, für ihn entschieden, daß er Dichter sein soll, nicht Maler. Nun speit er jene genialischen Farcen heraus, Pater Brey, Satyros, Götter, Helden und Wieland, das Jahrmarktsfest und noch „Mehreres dieser frechen Art". Im März 1774 wird der „Werther" fertig. Neben dem „Prometheus" tauchen „Mahomet", „Faust", „Der ewige Jude" auf. Aus Übermut, durch eine Wette mit dem zierlichen Fräulein Anna Sibylla Münch, entsteht in acht Tagen der „Clavigo". Dazwischen wird fleißig „Wildpretts-

braten" und „Geleepaſtete" geſchmauſt, wird gebechert und geliebelt und gelöffelt. Lavater kommt, bald darauf Baſedow, im Oktober Klopſtock, dem er den Anfang des „Fauſt" vorlieſt. 1775 lernt er Lilli kennen, und von ihr werden ihm nun, wie er ſpäter an Bürger ſchrieb, „die zerſtreuteſten, verworrenſten, ganzeſten, vollſten, leerſten, kräftigſten und läppiſchſten drei Vierteljahre" beſchert. So iſt damals ſein ganzes Leben: immer bergauf, bergab, über Stock und Stein, ruhelos, haltlos, zügellos, vom Höchſten ins Gemeine, „aus einer Verworrenheit in die andere" (wie er an Knebel ſchreibt), „unerwartet aus einem Zuſtand in den andern" (wie's im „Clavigo" heißt), von Spinoza zu Knittelreimen und Poſſen, tagelang einſam mit wilden Gedanken im Regen, dann wieder tanzend, eislaufend und ſcharmierend, zu Tode betrübt, jubelnd beglückt, von höchſten Ahnungen durchrieſelt, hämiſchen Verzweiflungen zerrüttet und ſo übervoll, daß es ihn zerriſſe, wenn er nicht „Dramas" ſchriebe, und daß er zum Himmel aufſchreit:

Schaff', das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!

Und er vollendet „Stella"; Nikolais Freuden Werthers, wie er es nennt: „das Berliner Hundezeug", machen ihm viel Verdruß, für Lavater wird an der „Phyſiognomik" gearbeitet, das „Hohelied" überſetzt, „Egmont" geplant. Man begreift gar nicht, wie ſich's in einem einzigen Menſchen ſo groß, ſo wirr zuſammen drängen und dräuen kann! In einem Gedichte, das er einer Gen-

dung seiner Zeichnung des kranken Fräuleins v. Klettenberg beilegt, sagt er:

Fühle, was ich in dem Weben
Dieser Himmelsluft gefühlt,
Als mit ungeduldigem Streben
Ich die Zeichnung hingewühlt.

Und ähnlich heißt es in einem Briefe (in welchem übrigens der „Prometheus" stark anklingt, den er um dieselbe Zeit, Jänner oder Februar 1775, an Jacobi geschickt haben muß) an Auguste Stolberg: „Ich fühle, Sie können ihn tragen, diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt. Und was ist das als Liebe! Mußte er Menschen machen nach seinem Bild, ein Geschlecht, das ihm ähnlich sei, was müssen wir fühlen, wenn wir Brüder finden, unser Gleichnis, uns selbst verdoppelt!" Hier und dort: „Hingewühlt" und „Wenn es in uns wühlt". Das ist der Ausdruck, den er in dieser Zeit liebt. Er gleicht einem Wilden, einem Trunkenen, einem Besessenen, in dem es rast, aus dem es schäumt, um den die Dämonen ringen, der gejagt wird, er weiß nicht wohin, den es wie im Fieber wirft, und wer kann hoffen, daß er sich jemals fassen und finden und nicht auch unselig zerrinnen wird, wie es über Lenz und Wagner beschlossen war?

1781. Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Er ist nun in den „edlen Weimarischen Kreis" getreten. Er hat sich „aus dem formlosen Schweifen zusammengezogen". Er lernt sich in die Sitte fügen, er wird fähig,

„viel zu entbehren". Er ſchreit nicht mehr jede irre Stimmung heraus. „Kunſtgemäß" wird jetzt ſein Lieblingswort, wie es früher „wühlen" war. Er ahnt das Geheimnis der Form und indem er es aufzuſuchen beginnt, wendet er ſich zu den Alten, wendet er ſich zur Natur. Seinem vordem ſo „planloſen Weſen" ringt er „Stetigkeit" und „Folge" ab. Er läßt ſich nicht mehr von jedem Eindruck treiben, er will in ſich ſelbſt ruhen. Es iſt die Zeit, in der er „feierlich" wird. 1776 hat ihm der Herzog einen Garten an der Ilm geſchenkt, und nun fängt er an, ſich bei Loder „um die Natur in ihren allgemeinen phyſiſchen und ihren organiſchen Phänomenen emſig zu bemühen." Er lernt Anatomie, übt ſich praktiſch, indem er den Schülern der Weimarer Zeichenakademie das Skelett erklärt, „zugleich um meinet- und um ihretwillen", wendet ſich zur Chemie, iſt unermüdlich im Botaniſieren und Mineralogiſieren und dringt von allen Seiten auf die Natur ein, um ihr das Geſetz abzulauſchen. Dieſes zu erkennen, zu erfühlen, wird nun ſein höchſtes Verlangen, weil er ſich nicht mehr zumißt, das Leben nach ſeiner Willkür zu geſtalten, ſondern den allein für einen Meiſter hält, der ſeine Beſtimmung erkannt hat. Und wie unmittelbar gegen den „Prometheus" klingt es:

Denn mit Göttern
Soll ſich nicht meſſen
Irgend ein Menſch.

Ihr Geſetz zu erfahren und zu erfüllen iſt das einzige. Das Geſetz, immer dasſelbe, ob es ſich an der

Pflanze oder in der Kunſt an der Form oder unter den Menſchen an der Sitte offenbart, wird ihm jetzt alles... In dieſer Stimmung beginnt er den Elpenor, von dem er, 1828, dem Freiherrn von Maltitz geſagt hat: „Ich habe eine Vorliebe für dieſes Fragment; auf dieſem Wege hätte ich fortfahren ſollen, wenn ich den Deutſchen ein Theater hätte ſchenken wollen." Aber er läßt es liegen, er nimmt es „bald in Averſion". Vielleicht wirklich, wie er ſpäter an Schiller ſchrieb, im Gefühle „eines unglaublichen Vergreifens im Stoffe" oder wohl auch einfach deshalb, weil ſich ſelbſt an der Natur auszubilden ihm jetzt wichtiger geworden war, als den Deutſchen ein Theater zu ſchenken.

1793. „Aus Italien, dem formreichen ... in das geſtaltloſe Deutſchland zurückgewieſen", findet er ſich ganz allein. Die Freunde bringen ihn zur Verzweiflung, ſie „verſtehen ſeine Sprache nicht mehr". Die Jugend fällt von ihm ab. Alles, was ihm teuer iſt, ſieht er durch „wunderliche Ausgeburten", wie Heinſes „Ardinghello" und Schillers „Räuber", die ihn „äußerſt anwidern", auf das höchſte gefährdet. Er glaubt all ſein Bemühen völlig verloren zu ſehen, alle Wirkungen ſeiner Bildung beſeitigt und gelähmt. Und er hat keinen einzigen Menſchen bei ſich, der ihn begriffen hätte. Er zieht ſich völlig in ſich ſelbſt zurück. Seine ungeheure Vereinſamung beginnt. „Man kann ſich keinen iſolierteren Menſchen denken, als ich damals war und lange Zeit blieb", ſchrieb er ſpäter über dieſe Tage, von welchen er doch

ein anderes Mal bekannt hat, er habe in seinem Leben nicht leicht „operosere, mühsamer beschäftigte" zugebracht. „Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre", gesteht er ein und wirklich scheint er eine Zeit gesinnt, sich ganz zur Wissenschaft zu kehren; wenn er doch einmal einer „Herzenserleichterung" bedarf, geschieht sie durch die „Metamorphose der Pflanzen", wenn die „produktive Leidenschaft" sich wieder regt, drängt sie zur Osteologie oder zur Optik hin. Die Leute um ihn lächeln über solche Grillen und es muß fast ein halbes Jahrhundert vergehen, bis man gewahr wird, daß er dort, nach Geoffroy de Saint-Hilaire, „die tiefsten Gesetze der Entwicklung der Pflanzenorgane entdeckt", daß er hier, nach Richard Owen, „für alle derartige Untersuchungen, welche die durchgehende Einheit der Natur erweisen, die Führung genommen hat". Immer wunderlicher, immer ärgerlicher wird er den Freunden und scheint sich ganz von seinen Wegen zu entfernen, zu verlieren, während er doch nur daran ist, Ahnungen und Anschauungen zu verdichten, erkennen zu lernen, was schon den Jüngling Spinoza fühlen ließ, und den Dingen abzusehen, wie sich dasselbe Gesetz, dieselbe „stumme Notwendigkeit" überall offenbart. Denn ob er zu begreifen trachtet, „wie die begünstigte griechische Nation verfahren, um die höchste Kunst im eigenen Nationalkreise zu entwickeln", ob er der Natur abzumerken strebt, „wie sie gesetzlich zu Werke

gehe, um lebendiges Gebild, als Muſter alles künſtlichen, hervorzubringen", oder ob er an den Sitten der Völker lernen will, „wie aus dem Zuſammentreffen von Notwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerſtand ein Drittes hervorgeht, was weder Kunſt noch Natur, ſondern beides zugleich iſt, notwendig und zufällig, abſichtlich und blind: ich verſtehe die menſchliche Geſellſchaft", immer, wie raſtlos er ſich „in dieſen Regionen hin- und herbewegt" (er verzeichnet einmal mit Nachdruck, daß er den Aufſatz über Manier und Stil, den anderen, die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären, und das Römiſche Karneval „zu gleicher Zeit" geſchrieben habe), immer iſt es doch nur wieder dieſelbe Erkenntnis, um die er ringt: daß nirgends, weder in der Natur noch in der Kunſt noch in der Geſellſchaft etwas vom Himmel fallen kann, ſondern alles nur immer aus dem einen ſich durch Verwandlung erhebt, daß dieſes Eine, Ewige, Göttliche in allen Erſcheinungen lebt, aber dem Erdenmenſchen nur an ihnen, niemals für ſich erſcheinen kann, und daß alles, Keim und Frucht, Inhalt und Form, Charakter und Schickſal, ſo verflochten und ſo dasſelbe iſt, daß man ſie nicht trennen und nicht einmal ſagen kann, wo dieſes aufhören, jenes beginnen ſoll. Dieſer ungeheure Gedanke, den durchzudenken drei Generationen noch immer nicht vollendet haben, mochte ihn mit einer Macht erſchüttern, neben der auch die höchſten Geſtalten, die er erſchaffen, wankten und verblaßten; und wie kindiſch, wie

läppisch mußten ihm nun, bei einer solchen Einsicht bis in die „Urphänomene", gar erst jene Schwärmer erscheinen, die sich von einer Veränderung der Staatsform, von einem Wechsel des Regenten das Glück der Menschheit und ein ewiges Paradies versprechen konnten! Er hatte es selbst zu tief erfahren, daß dem Menschen von außen her nicht zu helfen ist, um den „gewissen Freiheitssinn, das Streben nach Demokratie" zu teilen, das damals auch „in die hohen Stände drang"; und weil es ihm gewiß war, daß „die Natur zu allem, was sie will, nur in einer Folge gelangen kann", daß sie „keine Sprünge machen kann", daß sie „zum Beispiel kein Pferd machen könnte", wenn nicht alle übrigen Tiere vorauf gingen, auf denen sie, wie auf einer Leiter, zur Struktur des Pferdes heransteigt", so mußten ihn alle Vulkanisten der Politik verdrießen. Erfahrung, die nicht geneigt ist, „Schätzbares" aufzugeben, „um zu irgend einer Art zweideutigen Gewinnes zu gelangen", Neigung, auch Vorurteile lieber zu ertragen, „um nicht vielleicht edle Pflanzen zugleich mit auszuraufen", und wohl auch das starke Gefühl, wieviel er seinem Herzog verdankte, kamen hinzu. Man hat ihm das sehr verargt und spottet noch heute über den Ernst, mit dem er sich rühmt, daß ihm der Fürst Reuß XIII. „immer ein freundlicher, gnädiger Herr gewesen"; es wäre aber erst zu fragen, ob es männlicher ist, wie unsere Dichter bei Premièren tun, sich vor einem schwitzenden und grinsenden wilden Haufen tief bis zur Erde zu bücken.

Seine Stimmung alſo, die ſich in den „Aufgeregten“ und im „Bürgergeneral“ entlud, iſt ganz begreiflich, und man kann ſchon auch die Form verſtehen, die er dieſem gab. Ein einſeitiges Talent, das nichts als die Kunſt hat, die es eben betreibt, wird leicht verlockt, in jedes Werk gleich das Höchſte legen zu wollen, um ſich daran, ganz wie es iſt, mit allem, was es jemals gedacht und empfunden oder erlebt hat, ein- für allemal auszudrücken. Der Meiſter, der auf viele Taten zurückblickt, andere noch in der Zukunft vor ſich ſieht, kann es ſich erlauben, dem Augenblick nicht mehr zu geben, als er verdient. Mit ſeinem grandioſen Blick für den wahren Wert der Dinge ſah er, ſeit er 1791 die Leitung des Hoftheaters übernommen hatte, wie klein und „im Vergleich mit dem Weltweſen höchſt unwichtig“ doch die Verhältniſſe eines Theaters naturgemäß ſein müſſen, er lernte bald „allzu rigoriſtiſche Forderungen“ vermeiden und er verkannte nicht, daß mit Kotzebue, den er, bei aller perſönlichen Abneigung gegen ſeine „Nullität“, gern gegen „überhinfahrende Tadler und Verwerfer“ in Schutz nahm, daß mit dieſem doch „wirklich eine Form geboren worden“, auf welche die Menſchen ſchon „wie hungrige Raben gewartet hatten“. Wollte er nun, durch „den Umſturz alles Vorhandenen erſchreckt“, ſeinen Verdruß über „dergleichen Influenzen“ dem Publikum wirkſam mitteilen, ſo glaubte er ſich dies am eheſten von einer ſolchen „Nachbildung des Zeitſinns“ zu verſprechen, die ſich an ein damals beliebtes Stück, die „beiden Billetts“ von

Florian, hielt, eine gern geſehene Figur aufnahm und das übrige getroſt einem neuen Schauſpieler, dem „im Fach der Schnäpſe höchſt gewandten" Beck überließ, „auf deſſen Talent und Humor vertrauend er eigentlich die Rolle ſchrieb". Darin täuſchte er ſich nun freilich, denn er berichtet ſelbſt: „Das Stück brachte die widerwärtigſte Wirkung hervor, ſelbſt bei Freunden und Gönnern, die, um ſich und mich zu retten, hartnäckig behaupteten, ich ſei der Verfaſſer nicht, habe nur aus Grille meinen Namen und einige Federſtriche einer ſehr ſubalternen Produktion zugewendet."

Taſſo.

Taſſo hat beim Publikum den Ruf, langweilig zu ſein. Man geht allenfalls hin, um dieſe Sentenzen mit Reſpekt zu vernehmen. Aber ſchade, daß es undramatiſch iſt. Eigentlich doch nur eine Sammlung von Zitaten. So wirkt's auf die Leute. Denn, hört man ſie ſagen, es geſchieht ja nichts; es wird bloß deklamiert, freilich wunderſchön. Das iſt die Meinung, die der gebildete Deutſche insgeheim von Taſſo hat. Er fühlt ſeinen Verſtand angeregt, vermißt aber die Emotion; es iſt ein kaltes Stück. Ein höchſt wunderliches Urteil: denn ein Menſch der höchſten Emotion wird hier gezeigt, eine Frage, die jeden an ſeinem Leben trifft, und ein erotiſcher Fall von ſolcher Seltſamkeit, daß er heute pervers heißen würde.

Taſſo wie Oreſt ſind Menſchen in hyſteriſchen Zuſtänden. Von ſo heftigen Leidenſchaften angefallen, daß im Momente ihr ganzes Weſen ausgelöſcht wird. Verlaſſen von allen Hilfen des Verſtandes, des Willens, des Gewiſſens; verloren an eine Wut, die gar nichts Menſchliches mehr hat, ſondern ſich von außen auf ſie zu werfen ſcheint. Beſeſſen; und dieſes muß erſt ausge-

trieben werden, dann kehren ſie zurück, ſie ſelbſt. Goethe hat das aus ſich gekannt. Es hat kaum einer je die Macht des Fremden, des Anderen über ſich ſchrecklicher gefühlt und ſein ganzer „Stil" iſt immer nur ein Schild gegen ſie. Man müßte einmal Goethe und Beethoven vergleichen. Beide dämoniſch. Aber Beethoven bereit, ſich dem Dämon zu opfern, indem er im Dämoniſchen nur das wahre Leben erkennt, während Goethe ſich entſchließt, die Grenzen ſeiner bewußten Natur zu hüten und alles anruft, um von ihnen den Dämon abzuwehren. Zwei Raſſen. Die Größe der Griechen war es, daß ſie es ertrugen (übrigens auch kaum hundert Jahre lang), beide zu ſein. Die ganze deutſche Myſtik: Raſſe Beethoven. Das Weſen der Renaiſſance, die noch immer nicht vollendet iſt: daß die Raſſe Goethe Herr wird. Aber man will Zeichen ſehen, als könnte jetzt wieder die Raſſe Beethoven beginnen.

Und das Problem, das doch, wie dieſem Taſſo, ſo jedem von uns geſtellt wird: das innere mit dem äußeren Leben auszugleichen. Von uns allen handelt das Stück und jeder, in den Logen oder im Parterre, hat ſich, bewußt oder dumpf, einmal dasſelbe fragen müſſen: Wie findeſt du dich in die Welt? Und leiſe, bange: Iſt ſie es denn auch wert? Und: Was aber bleibt dir dann zuletzt von dir?

Taſſos Problem iſt allgemein. Seine Erotik iſt eine ganz beſondere. Man verſteht ſie erſt gar nicht. Man ſtaunt nur. Man ſpürt: in dieſer Liebe dieſes Mannes

zu dieſer Frau iſt etwas, was uns fremd iſt. Man weiß es nur nicht gleich. Man ſpürt: dieſer Mann liebt dieſe Frau anders als ſonſt Frauen vom Manne geliebt werden; ſeine Liebe hat noch ein anderes Motiv. Und man ſucht. Und dann findet man: es iſt die Prinzeſſin, die er an dieſer Frau liebt. Alſo: der ſoziale Rang hat ſich hier in einen erotiſchen Reiz verwandelt. Es iſt genau das Verhältnis des Wilhelm Meiſter zur Gräfin. Und man ſpürt es auch in den Briefen an die Stein. Auch hier hat man mitunter das Gefühl, der hier wirkende ſinnliche Reiz gehe weniger von der Frau als von der Dame aus. Was mir immer faſt unheimlich iſt: daß nämlich etwas bloß Gedachtes, nur Fingiertes, ganz Unwirkliches, wie es Rang und Titel ſind, durch unſere Imagination in eine ſinnliche Kraft verwandelt werden kann! Daß der erotiſche Reiz eines Weibes wachſen ſoll, bloß durch den ſozialen Mantel, den es trägt! Daß alſo Soziales zuletzt ſogar unſere Sexualität beſtimmen darf! Es gibt dafür ein Beiſpiel, das faſt ein bißchen komiſch iſt: Goethes Verhältnis zu Maria Ludovica. Goethe beträgt ſich da gar nicht als Taſſo, er vergißt in ſeiner Leidenſchaft niemals die Form und doch geſchieht es ihm, daß er die Kaiſerin verſtimmt. Vielleicht eben weil ſie ſpürt, daß es die Kaiſerin iſt, die er liebt, nicht die Frau. Dies gehört ins Gebiet des erotiſchen Idealismus, der die Kraft gibt, durch bloße Vorſtellung ſich wollüſtig zu erregen.

Wenn man dies nun addiert: einen Menſchen, den

wütende Begierde von aller Besonnenheit ent.
ein Problem, das jeden von uns trifft, und die Se.
keit des ungemeinen erotischen Falles, wer kann da.
begreifen, daß alles dies zusammen ein langweiliges
Stück ergibt? Es ist aber kein Zweifel, daß die meisten
Zuschauer gar nicht spüren, was es an Emotion enthält.
Es geht ihm ganz wie der Iphigenie. Zwei Stücke der
Raserei; und der Zuschauer schläft darin ein. Weil unser
Zuschauer gedrillt ist, niemals die Sache selbst aufzu-
nehmen, sondern nur den Ton, in welchem sie dargestellt
wird. Er regt sich auf, wenn aufgeregt verhandelt wird;
nach dem Grunde fragt er nicht, er hält sich an die
Wirkung, die er sieht. Es kommt ihm gar nicht darauf
an, wie das ist, was dargestellt wird, sondern immer nur
eben auf die Darstellung selbst, wie diese ist. Und er ist
gewohnt, daß diese jetzt aufgeregt tut, auch wenn sie gar
keinen Grund hat. Weshalb er sich mit dieser Goethischen
Art keinen Rat weiß, die vielmehr durch Darstellung von
der Aufregung loszukommen sucht. Unser Zuschauer ver-
langt von der Kunst, daß sie ihn, der sich matt und
leer und starr fühlt, exzitieren soll. Goethe griff nach
der Kunst in extremen Zuständen einer letzten Erregung
und Verstörung, um sie zu kalmieren. Er rettet sich in
die Kunst vor den Flammen des Lebens. Uns, die vor
dem Leben friert, soll die Kunst entflammen. Sein Zweck
ist: aus Ekstasen, die ihn zerreißen, sich zu beruhigen.
Unser Zweck ist: aus Ermattung, in der wir veröden,
uns zu steigern. Er nimmt dazu die Kunst, wir auch.

zu dieſer Frau iſt etwas, was uns fremd iſt. Man weiß es nur nicht gleich. Man ſpürt: dieſer Mann liebt dieſe Frau anders als ſonſt Frauen vom Manne geliebt werden; ſeine Liebe hat noch ein anderes Motiv. Und man ſucht. Und dann findet man: es iſt die Prinzeſſin, die er an dieſer Frau liebt. Alſo: der ſoziale Rang hat ſich hier in einen erotiſchen Reiz verwandelt. Es iſt genau das Verhältnis des Wilhelm Meiſter zur Gräfin. Und man ſpürt es auch in den Briefen an die Stein. Auch hier hat man mitunter das Gefühl, der hier wirkende ſinnliche Reiz gehe weniger von der Frau als von der Dame aus. Was mir immer faſt unheimlich iſt: daß nämlich etwas bloß Gedachtes, nur Fingiertes, ganz Unwirkliches, wie es Rang und Titel ſind, durch unſere Imagination in eine ſinnliche Kraft verwandelt werden kann! Daß der erotiſche Reiz eines Weibes wachſen ſoll, bloß durch den ſozialen Mantel, den es trägt! Daß alſo Soziales zuletzt ſogar unſere Sexualität beſtimmen darf! Es gibt dafür ein Beiſpiel, das faſt ein bißchen komiſch iſt: Goethes Verhältnis zu Maria Ludovica. Goethe beträgt ſich da gar nicht als Taſſo, er vergißt in ſeiner Leidenſchaft niemals die Form und doch geſchieht es ihm, daß er die Kaiſerin verſtimmt. Vielleicht eben weil ſie ſpürt, daß es die Kaiſerin iſt, die er liebt, nicht die Frau. Dies gehört ins Gebiet des erotiſchen Idealismus, der die Kraft gibt, durch bloße Vorſtellung ſich wollüſtig zu erregen.

Wenn man dies nun addiert: einen Menſchen, den

wütende Begierde von aller Besonnenheit entb
ein Problem, das jeden von uns trifft, und die Se
keit des ungemeinen erotischen Falles, wer kann da
begreifen, daß alles dies zusammen ein langweiliges
Stück ergibt? Es ist aber kein Zweifel, daß die meisten
Zuschauer gar nicht spüren, was es an Emotion enthält.
Es geht ihm ganz wie der Iphigenie. Zwei Stücke der
Raserei; und der Zuschauer schläft darin ein. Weil unser
Zuschauer gedrillt ist, niemals die Sache selbst aufzu-
nehmen, sondern nur den Ton, in welchem sie dargestellt
wird. Er regt sich auf, wenn aufgeregt verhandelt wird;
nach dem Grunde fragt er nicht, er hält sich an die
Wirkung, die er sieht. Es kommt ihm gar nicht darauf
an, wie das ist, was dargestellt wird, sondern immer nur
eben auf die Darstellung selbst, wie diese ist. Und er ist
gewohnt, daß diese jetzt aufgeregt tut, auch wenn sie gar
keinen Grund hat. Weshalb er sich mit dieser Goethischen
Art keinen Rat weiß, die vielmehr durch Darstellung von
der Aufregung loszukommen sucht. Unser Zuschauer ver-
langt von der Kunst, daß sie ihn, der sich matt und
leer und starr fühlt, exzitieren soll. Goethe griff nach
der Kunst in extremen Zuständen einer letzten Erregung
und Verstörung, um sie zu kalmieren. Er rettet sich in
die Kunst vor den Flammen des Lebens. Uns, die vor
dem Leben friert, soll die Kunst entflammen. Sein Zweck
ist: aus Ekstasen, die ihn zerreißen, sich zu beruhigen.
Unser Zweck ist: aus Ermattung, in der wir veröden,
uns zu steigern. Er nimmt dazu die Kunst, wir auch.

(Wir, ich meine die Menſchen dieſer Zeit, von der ich ſelbſt mich übrigens gerade darin abgeſondert fühle.) Es iſt klar, daß ſeine Kunſt eine ganz andere ſein muß als unſere. Er ſpürt das Leben zu ſtark, die Kunſt ſoll es abkühlen; es kommt ihm zu nahe, ſie ſoll es entfernen. Wir verſchmachten nach dem uns immer entrinnenden Leben, uns iſt kalt, die Kunſt ſoll uns erhitzen, ſie ziehe das Leben heran. Er iſt viel „reizſamer" als wir es ſind. Er braucht Schutz vor den Reizen, ſonſt zerfleiſchen ihn die Hunde des Lebens: das iſt ſeine Kunſt. Aber unſere iſt für erloſchene Sinne, aus welchen ſie die letzten Funken ſchlägt. Deshalb können ſich die beiden nicht verſtehen.

Wer Taſſo für unſere Zuſchauer inſzenieren ſoll, muß alſo eigentlich die goethiſche Form auftrennen. Wenn ich mir vorſage, was im Taſſo geſchieht, iſt es ſehr aufregend. Gelingt es mir, dies den Zuſchauer ſpüren zu laſſen, ſo wird das Stück auf ihn wirken. Dieſelbe Handlung, in derſelben Reihe, an denſelben Menſchen, aber mit den impulſierenden Verſen, die wir jetzt gewohnt ſind, und ſolchen Gebärden dargeſtellt, muß ihn erſchüttern. Die Gebärden kann der Schauſpieler bringen, aber es bleibt noch immer Goethes beſchwichtigender, erkältender, entfernender Vers. Was geſchieht mit dieſem? (Dieſelbe Frage, wie bei Shakeſpeare ſo oft, wo auch der Vers bisweilen, zum Beiſpiel im Lear auf der Heide, aus der Emotion reißt, ſtatt ſie, wie wir jetzt von ihm verlangen, zu vollenden.) Wir können ja das Wort nicht

ändern. Wie aber, wenn wir, ſtatt die Gebärden aus den Worten zu beſtimmen, jetzt dieſe vielmehr an jene zu paſſen trachteten? Goethe iſt bisher immer aus den Worten inſzeniert worden, alſo aus der Kälte. Geht man aber in ſeinen ſchöpferiſchen Zuſtand zurück, der von ſolchem Fieber war, daß er, um ſich zu retten, eben in jene Kälte floh, ſo hat man den Ton, den wir brauchen. Er muß für uns aus ſeiner inneren Situation inſzeniert werden. Dieſe gibt die Gebärden an und die Frage iſt nun nur noch, ob man die Kraft hat, ihren Rhythmus ſo den Verſen aufzuzwingen, daß dieſe eigentlich bloß noch wie vor innerer Fülle aufgeplatzte und ſich nun ausrollende Gebärden wirken. Allerdings muß man dann fähig ſein, den Vers ganz unlogiſch, rein muſikaliſch und maleriſch, bloß auf ſeinen Klang und ſeine Farbe hin, bloß als Mittel der Stimmung zu behandeln. Was heute vielleicht nur Kainz und Matkowsky können.

Zunächſt faßt aber Kainz den Taſſo ganz anders an. Es ſcheint: er will ſich goethiſieren. Dämpfen. Einkühlen. Abklären. Zur großen Linie hin. Was vor allem techniſch ſehr merkwürdig iſt, aber doch mehr einen Taſſo von Kaulbach gibt. Zwei Akte lang. Dann hält er es nicht mehr aus. Dann, im vierten, bricht plötzlich der Schauſpieler los. Der Schauſpieler wird Herr über ihn. Und jetzt ſpielt er: nicht die Worte, ſondern den Zuſtand, den ſie verhüllen. Zerreißt dieſe Hüllen. Sprengt alle Decken auf. Das iſt das Geheimnis der ungeheueren

Wirkung, die er hier hat; er ſpielt hinter den Text zurück. In das Chaos vor der Form. Und fängt nun hier mit eigener Fauſt zu formen an. Alles wird neu, wir erkennen die Worte nicht mehr, jedes hat einen anderen Glanz, einen anderen Klang bekommen, ein Wunder iſt geſchehen.

Die Mutter.

Goethe war fünfundzwanzig Jahre alt, als Fritz Jacobi von ihm ſchrieb: „Goethe iſt ein Beſeſſener, dem faſt in keinem Falle geſtattet iſt, willkürlich zu handeln ... Hiemit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung und Beſſerung in ihm möglich iſt. Aber nicht anders iſt ſie ihm möglich, als ſo wie die Blume ſich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächſt und ſich krönt." Und als Goethe achtundvierzig Jahre alt war, ſchrieb Schiller über ihn: „Während wir anderen mühſelig ſammeln und prüfen müſſen, um etwas Leidliches langſam hervorzubringen, darf er nur leiſe an dem Baume ſchütteln, um ſich die ſchönſten Früchte, reif und ſchwer, zufallen zu laſſen." Immer iſt es derſelbe Vergleich, der ſich den erſtaunten, halb erſchrockenen Freunden aufdrängt, immer iſt es dasſelbe Bild, von einem, an dem nichts menſchliche Mühe oder die Anſtrengung des Willens, alles das unabänderliche Walten einer tief verborgenen Kraft hat, der den Elementen mehr als uns Menſchen gleicht, der außerhalb der Menſchheit zu ſtehen ſcheint, näher an der Natur, mit ihr durch ein geheimnisvolles Band verknüpft, von welchem die anderen ſich los-

geriſſen haben. Immer hören wir die Freunde in Angſt über ihn klagen, ſein Weſen habe keinen Plan. Er aber, in ſeinem vorſtrebend heiteren Sinn, läßt ſie ſchelten, läßt ſich gehen, bald feierlich wie ein Licht, bald amüſable wie ein Mädchen von Siebzehn, heute taciturn und wütig, morgen redſelig, übermütig und neckend, recht (ſeufzt die Herder) einem Chamäleon gleich und längſt, wie er's ſelbſt im Scherze nennt, ſchon in Erfurt, wenn die Leute glauben, er wäre noch in Weimar, und immer verändert, abgeworfene Häute hinter ſich, immer den verzagenden Freunden wieder entrückt, und immer doch, wie er's auch treiben und ſie verwundern und verwirren mag, bei ſich im ſtillen feſt gewiß, daß ihm gottgeführten Menſchen doch alles zuletzt zu Nutz und Frommen ausſchlägt und gedeihen muß, weil's eben nicht er iſt, der es macht, ſondern es macht ihn. Die Welt und alles Leben, eigenes und fremdes, jetziges und einſtiges, nahes und fernes, Wahrheit und Wahn, Offenbarung und Geheimnis, der Menſchen Art und das Wachſen der Pflanzen und die Verwandlungen der Tiere, der Steine tiefverborgen wirkenden Trieb und der Sterne ewig gleichgeſtellten Lauf ſaugt er mit ſeinen großen Augen ein und atmet's wieder aus, wie ein Quell, unterirdiſch verſammelt, plötzlich aus dem Felſen aufſpringt. So ſteht dieſer einzige Menſch ganz willenlos, ganz triebmäßig, ganz naturhaft vor uns da, und wir wiſſen nicht, ob es nicht eher ein ungeheures Tier iſt oder ein aus der Heidenzeit übriggebliebener Gott. Sein

Wunder lernen wir nicht aus, und je mehr es ſcheint, daß wir hoffen dürfen, uns ihm mit dem Verſtande zu nähern, deſto weiter finden wir uns unverſehens wieder von ihm entfernt. Denn indem wir die höchſte Kultur in ihm verehren, zu der ſich jemals ein Deutſcher herangebildet hat, und ihr nun in Ehrfurcht nachzufolgen gewillt ſind, werden wir mit Schrecken gewahr, daß kein Weg des Gedankens zu ihm führt, weil ihn erkennen ſo wenig ihm nahekommen heißt, als der Aſtronom ſich vermeſſen darf, ſelbſt ein Stern zu werden, deshalb weil er einen ausgerechnet hat. Ja, dieſe einzige Naturbegebenheit, die Goethe war, auch nur zu begreifen, müſſen wir immer wieder verzagen, wie doch auch er ſelbſt mit einer hilfloſen Verwunderung, mit einer nie verlöſchenden Andacht vor dem Inkalkulablen, Inkommenſurablen ſeiner Exiſtenz ſtand und nicht müde wurde, das unerforſchliche Geheimnis ſeines eigenen Lebens und wie er darin, einem Nachtwandler' gleich, ahnend bis ans Herz der Natur drang, immer wieder mit dankbarem Erſtaunen zu betrachten. Und wir folgen ihm und laſſen nicht ab, ſeinem Werden nachzugehen und es nach dem Woher, Wie und Warum auszufragen, von welchen dieſes Phänomen eines Menſchen, der ganz Natur und dem die Kunſt angewachſen war wie der Apfel am Baum, wie der Strahl an der Sonne, abzuleiten und vor unſeren armen Verſtand zu bringen wäre. Keinem glückt es. Jeder holt einen anderen Goethe her, tauſend Goethe ſind's, der Goethe iſt's nie. Und auf unſere Fragen alle

gibt's zuletzt nur eine Antwort und nur sie klärt alles Geheimnis auf: er hat diese Mutter gehabt, die Frau Rath! Geht sie euch an und fragt nicht mehr! Geht sie euch an, und das Wunder ist aufgetan: er hatte ja die Natur zur Mama.

Auf den ersten Blick ist ein Gegensatz zwischen Mutter und Sohn, wie sich ein größerer gar nicht denken läßt. Scheint er ganz außerhalb der Menschheit zu stehen, so steht sie mitten drin, und wenn er über alle Begriffe sich von uns entfernt, so finden wir in ihr überall uns wieder, uns selbst, die allgemeine Menschenweise, freilich auf das reinste und vollkommenste dargestellt. Nichts ist in ihr, wodurch sie irgendwie von einer gesunden und vergnügten Bürgerin ihrer Zeit abstechen würde, nirgends sondert sie sich, Seltenes oder Seltsames hat sie gar nichts. Nie wundert man sich darüber, wie sie ist; eigentlich könnte man sich eher wundern, daß nicht jede so ist, und man hat auch insgeheim das Gefühl, daß jede gern so wäre, nur trifft's keine. Nichts Besonderes, nichts Gesuchtes ist an ihr, sie hat nur das Wesen der deutschen Frau zum Vorschein gebracht, ihr ist es halt geglückt, ganz Frau zu sein. Und wenn es sie so stolz machte, daß sie die Mutter Goethes war (man denke an die Begegnung mit der Staël), so scheint sie uns noch mehr nämlich die Mutter schlechtweg zu sein. In ihr wird, was alle Mütter sind und was nur nicht jede immer erreicht, zusammengefaßt und in Vollendung ausgeführt. Sie war eine deutsche Frau und eine gute Mutter,

weiter gar nichts, aber auf die höchste Art, als hätte Gott den Menschen einmal zeigen wollen und ein Beispiel davon geben, daß sie's sehen, was eine Frau und eine Mutter ist.

Eine Frau, mit allem was dazu gehört, mit dem wunderschönen Durcheinander, den sie haben. Leichtsinn und gutes Herz ist ihr Wahlspruch, sagte sie den Frankfurterinnen nach, und eine richtige Frankfurterin ist sie gewesen, leichtsinnig und gutherzig, jedem hilfreich bis zum Unverstand, und immer mit Trompeten und Pauken auf das Leben los, alle Welt traktierend, bei Bällen und Maskeraden, und immer muß Lärm und Lust um sie sein, kein Ungemach und keine Gefahr und kein Verlust kriegt sie klein, kriegt sie still. Dann aber auch so lebenstüchtig als lebenslustig, selbst die beste Magd im Haus, die erste auf, gleich nach den Kleidern und der Wäsche des Knaben zu sehen (denn „da hatte ich Ordnung zu stiften, da standen die Stiefel auf den feinen Manschetten und Halskrausen, die Schuhe standen gegen Osten und Westen, ein Stück lag da, das andere dort. Da schüttelte ich den Staub aus den Kleidern, legte frische Wäsche hin, brachte alles wieder ins Gleis"), und so nun den ganzen Tag treppauf, treppab, überall nach dem Rechten zu sehen, in Keller und Küche, dort nach dem berühmten Tyrannenblut, hier nach den feinsten Braten, und wieder hinauf, Spitzen zu klöppeln nach Brabanter Art, und wieder hinab, vom Händler ein musterhaft Stück Warndörfer Tuch oder einen großen Schal von der letzten Mode und

gibt's zuletzt nur eine Antwort und nur sie klärt alles Geheimnis auf: er hat diese Mutter gehabt, die Frau Rath! Geht sie euch an und fragt nicht mehr! Geht sie euch an, und das Wunder ist aufgetan: er hatte ja die Natur zur Mama.

Auf den ersten Blick ist ein Gegensatz zwischen Mutter und Sohn, wie sich ein größerer gar nicht denken läßt. Scheint er ganz außerhalb der Menschheit zu stehen, so steht sie mitten drin, und wenn er über alle Begriffe sich von uns entfernt, so finden wir in ihr überall uns wieder, uns selbst, die allgemeine Menschenweise, freilich auf das reinste und vollkommenste dargestellt. Nichts ist in ihr, wodurch sie irgendwie von einer gesunden und vergnügten Bürgerin ihrer Zeit abstechen würde, nirgends sondert sie sich, Seltenes oder Seltsames hat sie gar nichts. Nie wundert man sich darüber, wie sie ist; eigentlich könnte man sich eher wundern, daß nicht jede so ist, und man hat auch insgeheim das Gefühl, daß jede gern so wäre, nur trifft's keine. Nichts Besonderes, nichts Gesuchtes ist an ihr, sie hat nur das Wesen der deutschen Frau zum Vorschein gebracht, ihr ist es halt geglückt, ganz Frau zu sein. Und wenn es sie so stolz machte, daß sie die Mutter Goethes war (man denke an die Begegnung mit der Staël), so scheint sie uns noch mehr nämlich die Mutter schlechtweg zu sein. In ihr wird, was alle Mütter sind und was nur nicht jede immer erreicht, zusammengefaßt und in Vollendung ausgeführt. Sie war eine deutsche Frau und eine gute Mutter,

weiter gar nichts, aber auf die höchste Art, als hätte Gott den Menschen einmal zeigen wollen und ein Beispiel davon geben, daß sie's sehen, was eine Frau und eine Mutter ist.

Eine Frau, mit allem was dazu gehört, mit dem wunderschönen Durcheinander, den sie haben. Leichtsinn und gutes Herz ist ihr Wahlspruch, sagte sie den Frankfurterinnen nach, und eine richtige Frankfurterin ist sie gewesen, leichtsinnig und gutherzig, jedem hilfreich bis zum Unverstand, und immer mit Trompeten und Pauken auf das Leben los, alle Welt traktierend, bei Bällen und Maskeraden, und immer muß Lärm und Lust um sie sein, kein Ungemach und keine Gefahr und kein Verlust kriegt sie klein, kriegt sie still. Dann aber auch so lebenstüchtig als lebenslustig, selbst die beste Magd im Haus, die erste auf, gleich nach den Kleidern und der Wäsche des Knaben zu sehen (denn „da hatte ich Ordnung zu stiften, da standen die Stiefel auf den feinen Manschetten und Halskrausen, die Schuhe standen gegen Osten und Westen, ein Stück lag da, das andere dort. Da schüttelte ich den Staub aus den Kleidern, legte frische Wäsche hin, brachte alles wieder ins Gleis"), und so nun den ganzen Tag treppauf, treppab, überall nach dem Rechten zu sehen, in Keller und Küche, dort nach dem berühmten Tyrannenblut, hier nach den feinsten Braten, und wieder hinauf, Spitzen zu klöppeln nach Brabanter Art, und wieder hinab, vom Händler ein musterhaft Stück Warndörfer Tuch oder einen großen Schal von der letzten Mode und

allerhand Judenkrämchen auszusuchen, den ganzen Tag auf ruhelosen Beinen, so eine, die wie der Blitz durchs Haus herumfährt, daß alles immer Angst hat, es schlägt einmal ein. Fromm, versteht sich, und zur rechten Zeit ein herzhaftes Gebet bei der Hand, und versäumt nie, für alles Gute, das kommt, Gott zu danken, und in allem Bösen, das droht, auf Gott zu hoffen, übrigens aber jedem Menschen gern sein Himmelreich lassend, „denn in der Himmelreichs Faberick habe nicht viel progressen gemacht, und bin sehr froh, wenn die Menschen es ohne mich finden". Und eine Plaudertasche, die sich nicht genug fabeln und faseln kann! Und ein Schleckermaul, das von Kastanien und gedörrtem Obst nie genug kriegt! Und eine Putzgredl, die sich kein Fähnchen versagen kann! Und mit heißem Kopf die gierigste Leserin von spannenden und rührenden Romanen! Und die rechte Theaternärrin gar, die sich ins Schauspiel und auch wohl einmal in den Schauspieler vergafft, wie sie denn, siebenundfünfzig Jahre alt, für den genialischen Phantasten Unzelmann, so eine Art Bonn von damals, lichterloh brennt; und rührend ist es, als er dann nach Berlin geht und sie von allen Wünschen scheiden muß, sie klagen zu hören, daß nun ihr „Märchen im Brunnen liegt und wohl schwerlich wieder herausgezogen wird". Solchen tiefergreifenden Ton hat sie manchmal, wie ein Volkslied fliegt's von ihren Lippen auf. Aber wie sich das Volkslied immer gleich wieder faßt und den Mut nicht fallen läßt, geht's auch bei ihr bergauf und bergab

durch aller Empfindungen Hügelland hin, und wenn ſie was freut, iſt es ſo ſtark, daß ſie gleich „deckenhoch“ ſpringen möcht' und leicht „vor Freude und Wonne wie betrunken“ wird und eine Zeit braucht, bis es ſich erſt „etwas zu Boden ſetzt und ihre Vernunft wieder zu Hauſe kommt“, aber wird ſie dann einmal von ihrer „ſchwärmeriſchen Einbildungskraft“ in Trübſal und Bitternis geſtürzt, ſo kann ſie auch ſentimental wie eine ſchmachtende Mamſell ſein: „Vor mich iſt alles vorbeh — mit mir iſt aus —“ ſeufzt ſie, als Unzelmann nach Berlin geht. Nur dauert's bei ihr nicht lang, gleich hat ſie ſich wieder, und dann heißt's wieder: „Ach! Es gibt doch viele Freuden in unſeres Lieben Herr Gottes ſeiner Welt!“ Fünfundſechzig Jahre iſt die Frau bei dieſem Freudenſchrei. Und wie's ihre Art iſt, dann oft plötzlich ein ſtockerndes Geſicht anzuſtecken und zwei Minuten philoſophiſch zu ſein, fügt ſie noch hinzu, den Geheimrat belehrend: „Nur muß man ſich aufs ſuchen verſtehn — ſie finden ſich gewiß — und das kleine ja nicht verſchmähen — wie viele Freuden werden zertretten — weil die Menſchen meiſt nur in die Höhe gucken — und was zu ihren Füßen liegt, nicht achten. Das war einmal wieder eine Brühe von Frau Aja ihrer Köcherreh. Lebe wohl!“ Ja, darin war ſie groß, in dieſem Frauentalent, ſich aufs Suchen der Freuden zu verſtehen! Weil ſie nämlich mit ihrer Sehnſucht nicht in die weite Welt ging, ſondern ſich weiblich ans Nächſte hielt, aufs Nächſte bedacht, ans Nächſte, wo ſie zugreifen kann, angeſchloſſen,

und von allem abgewendet wo ſie nicht helfen kann. „Wegen des Krieges wachſen mir auch keine grauen Haare — das was ich neulich an Ihnen ſchriebe — daß, wenn es in Weimar gut mit meinen Lieben geht und ſteht, mich das lincke und rechte Reinufer weder um Schlaf noch appetit bringt — iſt noch heut dato meine Meinung.“ So ſchrieb ſie ihrer lieben Tochter aus dem Kriegslärm, in der größten deutſchen Not. Iſt's nicht jeder Frau aus dem Herzen geſprochen? Und überhaupt geſchieht's einem ja, daß, wenn man ihre Briefe lieſt, ihre Worte hört, ihr Weſen vernimmt, jeder an die Frau denken muß, die er lieb hat. Die hätte das auch ſagen können, denkt man ſtets; ſie würde ſich nur vielleicht nicht trauen. Und das iſt vielleicht das einzige, was die Mutter Goethes vor den anderen Frauen voraus hat: daß ſie ſich getraut hat. Wie ſonſt eine Frau nur iſt, wenn ſie ſich unbelauſcht glaubt oder unverſehens einmal die Frauenart verrät, die doch immer verheimlicht und umgelogen und verſtellt werden ſoll, ſo hat ſich die Frau Rath ganz ungeniert gezeigt, mit der unbefangenen Sicherheit natürlicher Menſchen, die ſich nicht verbieten, ſo zu ſein, wie ſie ſind, und das zu tun, was es ſie treibt, weil das der liebe Gott verantworten ſoll, der's ihnen eingegeben hat, und die nun getroſt alles ausſprudeln, was in ihnen iſt. Wie's ihr durch den Kopf fliegt, ſo fängt ſie's ein; wie's ihr im Herzen ſitzt, ſo muß ſie ſein. Weshalb man auch gar nie dazu kommt, einmal zu fragen, ob es recht iſt oder nicht anders ſein

sollte. Sie ist, wie sie sein muß, und zweifelt nicht und sagt zu sich Amen und Punktum. Und kann es und darf es, weil nichts an ihr je gehemmt oder umgebogen oder verstört worden ist: sie ist nicht erzogen worden, darum ist sie unverdorben geblieben. Ihr Glück war, der Schulmeister hat ihr gefehlt. Sie kann kaum recht schreiben, die Gedanken sind „schlecht gepackt, ohne Komma, ohne Punkt". Bettina hat gesagt: „Frau Rat, sie hat eine recht garstige Hand, eine wahre Katzenpfote," und klagt, daß sie niemals herauskriegen kann, was sie in ihren „chaldäischen und hebräischen Buchstaben" verzeichnet hat. Und sie selber gesteht: „Daß das Buchstabiren und gerade Schreiben nicht zu meinen sonstigen Talenten gehört — müßt Ihr verzeihen — der Fehler lage am Schulmeister." Dem fehlenden Schulmeister sollte man ein Denkmal setzen, ewiger als Erz.

Bettina, die zu ihren Füßen saß, lauschend, wenn sie vom Sohn erzählte, und ihr Knie ans Herz gedrückt, hat auch das tiefste Wort gesagt, worin ihr ganzes Wesen eingeschlossen ist: „Siehst du, was die alles gemerkt hat, was die die Mutterfreuden herzig und herzhaft genossen hat!" Dies war ihr Leben: herzig und herzhaft die Mutterfreuden zu genießen. Es ist das alte heilige Bild: die Mutter mit dem Kind. Ein ganz einfaches Leben war's und das einfachste Glück. Wie alle großen Dinge ganz einfach und keinem einzelnen besonders angehörig, sondern allen Menschen zugeteilt sind, aber freilich den meisten dann im Wirrsal verloren gehen. Eigentlich hatte sie nur eine

ungemeine Kraft, fürs ganze Leben das Gefühl festzuhalten, das jede junge Mutter mit dem Kind an der Bruſt entzückt. Dieſes im Grunde ganz animaliſche Gefühl, worin die junge Mutter die Seligkeit der Umarmungen fortzuſetzen und den ſchönſten Augenblick gleichſam zu verewigen ſcheint, hat ſie nie mehr ausgelaſſen.

Wir wiſſen genau, wie Goethe von ihr erzogen wurde; und es hat ſich ja bewährt. Er war ein wildes Kind und arger Streiche voll, und wenn er nun wieder was angeſtellt hatte und ſich darüber freute und lachte, dann, heißt es, „kam die Mutter dazu und lachte mit". Das war die Mutter Goethes.

Die Saat Goethes.

Unſere Jugend iſt jetzt bei Goethe angekommen. Einen nach dem andern der neuen Autoren ſehen wir zu ihm gehen, flehentlich heben ſie die Hände auf. Otto Erich Hartleben hat ſein Goethe-Brevier geſchrieben, von Hauptmann weiß man, daß er es liebt in der letzten Weiſe Goethes zu reden, und unſere Wiener ſind ſchon verſpottet worden, weil ſie, manchmal nicht ohne eine gewiſſe Pedanterie, ſich goethiſch zu betragen ſo befliſſen ſind. Seine teure Geſtalt ſteht über unſerem ganzen Sinnen und Trachten. Jeder kommt zu ihm, um ſich ſeine Worte zu holen. Bei ihm beruhigen wir unſere Zweifel, unſere Hoffnungen beſtätigen wir uns bei ihm.

Aber nun tritt ein junger Mann auf, Herr Franz Servaes, und ſagt ſich öffentlich von Goethe los. Dies ſcheint der Sinn der merkwürdigen Broſchüre „Goethe am Ausgang des Jahrhunderts"* zu ſein. Sie iſt in der unruhigen, enthuſiaſtiſchen, immer aufgeregten Art des Autors geſchrieben, der ſich niemals genug ſagen kann; Ordnung fehlt ihm, er läßt ſich von jedem Gedanken ins Weite verlocken, ſpringt hin und her, will

* Berlin. S. Fiſcher Verlag. 1897.

nicht verweilen, seine Rede hat keinen Duktus. Doch fühlt man, daß ihm jedes Wort aus dem Herzen kommt; es ist ihm immer ernst um seine Sache. In diesem Hefte scheint er sogar das Beste seiner Natur oder was ihm doch am wichtigsten ist, mit Leidenschaft zu verteidigen. Ja, das ist das Wort: verteidigen will er sich und will seine Existenz gegen Goethe behaupten. Hören wir an, mit welchen Gedanken er es tut.

Das eigentlich Goethische ist ihm die Bändigung des Dämonischen. Sein ganzes Leben sieht er „als ein großartiges Ringen mit dem Dämon" an: „Ihn niederzuzwingen und ganz seinem höheren Selbst gefügig zu machen, das war das heißerstrebte Ziel. Es wurde niemals völlig erreicht, aber doch so sehr, als es menschlicher Kraft überhaupt möglich ist. Bis schließlich die Alterskühle die Ringerglut kühlt und der greise Recke mit seinem Dämon gleichsam behaglich schalkhaft plaudert ... Wenn wir dem Urphänomen der Goetheschen Gesamtentwicklung getrost ins Auge blicken, so werden wir sagen dürfen: es bedeutet eine fortgesetzte Entwertherung. Den Geist Werthers sucht Goethe in sich los zu werden, das heißt weniger den Geist der Gefühlszerflossenheit und Sentimentalität — der war im Grunde ziemlich rasch überwunden — als vielmehr den Geist der Zügellosigkeit und quälenden Sinnlichkeit. Der aber steckte tief in seiner Natur. Er war sein Dämon." Nun wird dargestellt, welche Mächte er gegen jenen ausschweifenden Drang angerufen hat: die gute Sitte und die Sehnsucht

nach dem universalen Menschen. Der guten Sitte hat er im Egmont ein Denkmal gesetzt: „Indem hier, durch die leichte und glatte Beherrschung der guten Form, das Dämonische der ursprünglichen Naturanlage doch immer noch hindurchblitzt, äußert es sich als unwiderstehlicher Zauber der Versöhnlichkeit, als eine suggestive Gewalt, die Menschen und Herzen und beinahe das Schicksal zwingt. Es ist das die Dämonie der Liebenswürdigkeit, die aber nur dann zum Ausdrucke kommen kann, wenn die wilden und ungestümen Triebe zwar da sind, jedoch der Idee einer schönen Menschlichkeit sich gehorsam untergeschmiegt haben." Den universalen Menschen hat er von den Griechen genommen: das klassische Ideal hat ihn gelehrt, aus der Verworrenheit trüber Wünsche nach der helleren Region der Zucht und Mäßigung zu streben. So ein Streit des Dämonischen mit der Sitte ist sein ganzes Wirken gewesen. „Soviel Bedrohliches seine Natur auch im Keime enthielt, soviel Quietistisches, Beharrendes bot sie auf der anderen Seite." Daß dieses doch zuletzt zum Siege über jenes gekommen ist, das soll nun das eigentlich Goethische sein. Ist es unserer Kultur nützlich gewesen? Nun, „wir sehen heute diese Saat Goethes aufgegangen in üppiger Blüte: der Philister führt das große Wort in Deutschland". Das ist das Ende, wenn man das Dämonische an die Kette legt! Es erschreckt Servaes so, daß er sich beeilt, gegen den harmonischen Typus des Goethischen einen heroischen Typus des modernen Künstlers zu erheben. Er ruft vier

Männer an, denen es gemein ſei, ungoethiſch zu ſein, Beethoven, Kleiſt, Schopenhauer und Nietzſche: „Der heroiſche Künſtler ſtrebt keine Verſöhnung mit der Welt an. Er wirft der Welt den Fehdehandſchuh hin und will lieber an ihr zugrundegehen als ſich vor ihr beugen ... Man muß derartige Gegenſätze natürlich ohne Moralität betrachten. Es ſind Temperamentsunterſchiede, nichts anderes. Und jedes ausgeſprochene, in ſich ſelbſt ruhende Temperament erweiſt ſich in ſeiner Weiſe fruchtbar.“ Er will alſo nicht ſagen, ſein Typus, der des tragiſchen Künſtlers, der „Gegentypus“, wie er ihn nennt, ſei beſſer oder edler. Nein, er behauptet nur, dieſer habe geſiegt und beherrſche die Heutigen. „Die Harmonie der Welt iſt zerſtört. Ihr Traum wurde zum letztenmal geträumt von einem Halbgott und der hieß Goethe. Die armſeligen Schlucker, die ihn ihm nachträumen möchten, kommen entwicklungsgeſchichtlich nicht in Betracht ... Goethe, der den Geiſt Werthers in ſich ſelber beſiegt hat, iſt nach ſeinem Tode vom Geiſte Werthers beſiegt worden. Ein neuer Menſch iſt auf den Plan getreten, von dem Werther ein erſter Vorläufer war. Und dieſer neue Menſch richtet ſich ein, die Welt zu beherrſchen und lebend auf dieſer Welt zu verharren. Eine ungetrübte Harmonie zwiſchen ihm und der Welt iſt unerringbar.“ Das iſt das Reſultat der Broſchüre: weg von Goethe, ſein Verhältnis zum Leben kann nicht das unſere ſein. „Auf Goethe blicken wir zurück wie auf eine verſunkene Welt der Schönheit, Kraft und wunderſamen Harmonie.

Auf ſeiner ſeligen Inſel hin und wieder zu landen, das wird uns eine oft begehrte Stärkung ſein. Im übrigen müſſen wir es zu ertragen wiſſen, daß uns die Inſel nicht Kontinent ſein kann."

Es hat gar keinen Sinn über ſolche Dinge zu ſtreiten. Sie ſind keine Sache der Vernunft, die man beweiſen könnte, ſondern der Empfindung, die immer recht hat. Wer ohne Goethe leben kann, mag es verſuchen; auch ſoll er glauben, ſehr modern zu ſein — das kann man ihm gönnen. Wir hier in Wien ſind der Meinung, daß es mit dem Dämoniſchen nicht ſoviel auf ſich hat, lieber wollen wir dem Apoll huldigen. Goethe dienen zu dürfen, ſehen wir als das Höchſte an; wir möchten, daß ein Strahl von ihm auf uns falle. Wer unter uns klein iſt, wird es ja durch Goethe nur zum Philiſter bringen, da hat Gervaes ſchon recht, das ſpüren wir auch. Aber wir meinen: lieber reine Philiſter ſein als intereſſante Phantaſten, die immer im Streit mit Gott bleiben. Nein, ob wir groß werden oder klein ſind, das liegt nicht in unſerer Macht. Aber zur Ordnung in uns möchten wir kommen.

Goethiſch.

Immer haben die Führer der Nationen, die Herren der Städte und Staaten getrachtet, die Gedanken der Wenigen, ihre Begriffe von Werten und Unwerten, ja ihr ganzes Gefühl des Lebens zu den Vielen zu leiten und immer iſt es der Sinn aller Kultur geweſen, das Beſondere allgemein zu machen, das ſchöne Werk oder die groſſe Tat eines edlen Mannes im ganzen Volke fortleben und ſo den Einzelnen auf die Maſſe wirken zu laſſen. Dies will jede Kultur, ſie verſucht es nur jedesmal anders, je nach ihrer Art. So die griechiſche Kultur dem merkwürdigen Begriffe gemäß, den die Griechen von Erziehung hatten. Die griechiſche Erziehung geht von einer feinen pſychologiſchen Beobachtung aus, die zuerſt ein wenig befremden mag, aber doch kaum zu leugnen iſt: nämlich, daß, wer die äußeren Formen, die Gebärden einer Leidenſchaft oder den ſinnlichen Ausdruck eines Gedankens, ſeine Erſcheinung auf einem Geſichte, an einem Körper nachahmend annimmt, daß dieſer dadurch nach und nach eben jene Leidenſchaft, eben denſelben Gedanken und das ganze Weſen jener Formen bei ſich im Innern anzunehmen wie von einer

geheimen Kraft gezwungen wird. Jeder kann an ſich ſelbſt die Probe machen, er verſuche es nur. Er ahme nur einmal die Gebärden, den Gang, die Haltung eines Zornigen oder eines Schwermütigen eine Zeit nach, und er wird ſehen, daß er dadurch ſelbſt unwillkürlich in Zorn oder Schwermut gerät; wie er äußerlich tut, wird er bald innerlich fühlen. Edgar Poë hat von einem Poliziſten erzählt, der, um die verſchloſſenen Gedanken und Pläne verdächtiger Leute zu erraten, ſich damit half, daß er ihre Weiſe zu gehen, zu ſitzen, den Kopf und den Körper zu halten genau beobachtete und dann ſelbſt ſolange auf dieſelbe Weiſe ging, ſaß und den Kopf oder Körper hielt wie ſie, bis er richtig auch wie ſie zu denken, wie ſie zu empfinden dadurch gezwungen wurde. Vielleicht hat das Gewand der Prieſter denſelben Sinn. Man zieht dem jungen Mönch ein Kleid an, das ihn fromm zu ſchreiten, ſich fromm zu halten und zu bewegen zwingt, weil die fromme Haltung mit der Zeit von ſelbſt zur frommen Geſinnung wird. Auf dieſe merkwürdige Macht des Äußeren über das Innere, der Form über das Weſen (die man nicht leugnen kann, wenn man ſie auch nicht überſchätzen darf) haben nun die Griechen ihre ganze Erziehung gebaut. Man kann ſie eine plaſtiſche nennen, indem ſie ſich bemühte, die Jünglinge an die Gebärden, den Gang, die Haltung, den königlichen Anſtand und die würdige Art der Weiſen, der Gut- und Schönen zu gewöhnen, vertrauend, daß ſie dadurch ſchon von ſelbſt, durch jene von außen nach innen

wirkende Kraft, weiſe, gut und ſchön werden würden. So geſchah die Bildung des griechiſchen Volkes: der Weiſe in ſeiner Stille hatte den großen Gedanken, die Gutundſchönen im erhabenen Verein das edle Gefühl; nun wurde der Gedanke, das Gefühl an die Künſtler gegeben, dieſe hatten ihre Form zu finden, ihren Ausdruck in einer Haltung des Kopfes, einer Biegung des Nackens zu geſtalten; dieſe Geſtalt wurde auf allen Plätzen ausgeſtellt, das Volk erblickte ſie, ahmte ſie nach und nahm ſo mit der äußeren Form von ſelbſt das innere Weſen an, eben jenen Gedanken des Weiſen, eben dies Gefühl der Gutundſchönen. Dieſelbe Bildung von außen finden wir in der Renaiſſance wieder. Auch die Renaiſſance glaubt, daß jede äußere Haltung ihre inneren Folgen hat, und wenn ſie (durch die Vorſchriften des Galateo und die Schilderungen des Cortigiano) die Menſchen nur dahin bringt, vornehm zu ſcheinen, ſo iſt ihr gar nicht bange, daß ſie es auch ſein werden. Wer ſich wie ein Großer ſtellt, wird dadurch ſelbſt groß, iſt auch ihre Maxime.

Es braucht nicht erſt geſagt zu werden, daß die Bildung von heute einen ganz anderen Gedanken hat. Sie will nicht von außen nach innen, ſondern unmittelbar gleich auf das Innere wirken, und zwar durch Wiſſen. Bildung iſt ihr Wiſſen, Kenntniſſe will ſie geben. Die Zeit, aus der ſie ſtammt, hat ja geglaubt, Alles aus dem Geiſte zu kurieren. Durch ein ſchlechtes Wiſſen erklärte jene Zeit der Rationaliſten jedes Laſter des

Menſchen, jedes Unglück der Nation und jedes war durch ein beſſeres Wiſſen zu heilen. Der beſſer Wiſſende war ihr auch der beſſer Handelnde; den Einzelnen, wie die Nation, wollte ſie zum Schulmeiſter ſchicken. Von äußerem Anſtand, guten Sitten und der Nachahmung ſchöner Gebärden, die die Griechen und die Renaiſſance gepflegt hatten, hielt ſie nichts. Wiſſen war ihr Alles. Unwiſſend zu ſein, wurde jetzt eine Schande (eine den Griechen und der Renaiſſance ganz fremde, ja unverſtändliche Meinung). Unwiſſend und ungebildet wurde jetzt dasſelbe. Bildung wurde eine Sammlung von Kenntniſſen: das Volk bildet, wer Kenntniſſe im Volk verbreitet. Das iſt der neue Begriff ſeit etwa hundert Jahren. Er wirkt auch in unſeren „Volksbildungsvereinen" noch nach. Durch ſie iſt ohne Zweifel das Wiſſen unſeres Volkes ein beſſeres geworden; reichlich haben ſie Kenntniſſe ausgeſtreut. Daß dies recht, daß es nützlich, ja daß es notwendig war, wird niemand beſtreiten. Die Frage iſt, ob inzwiſchen unſer Begriff der Bildung nicht ſchon wieder ein anderer geworden iſt. Iſt er das, reichen wir mit dem bloßen Wiſſen nicht mehr aus und zeigt es ſich, daß wir jetzt die Bildung des Einzelnen anders verſtehen, als man ſie ſeit hundert Jahren verſtanden hat, ſo wird auch die Kultur des Ganzen, die Bildung des Volkes andere Mittel und eine neue Form verlangen müſſen.

Was iſt uns Bildung? Was fordern wir von einem Manne, der gebildet heißen will? Was fordern wir von einem Volke, um ihm Kultur zuzuſprechen? Wiſſen?

Kenntniſſe? Bloß Wiſſen und Kenntniſſe? Ich glaube nicht, daß ſie uns genügen. Es kommt mir vor, als ob wir keinen ſolchen Reſpekt vor dem bloßen Wiſſen mehr hätten. Hört man bei den Menſchen ein wenig herum, wie ſie urteilen, was ſie ſich wünſchen, ſo ſcheinen es heute doch andere Werte zu ſein, die uns beſtimmen. Wir achten nur, was uns zum Leben hilft, was uns kräftiger, raſcher und entſchloſſener im Handeln, freudiger, reicher und dankbarer im Genießen macht, was uns eine Kraft im Tun und Leiden gibt. An dieſer meſſen wir, nach dieſer ſchätzen wir die Dinge. Auf ein ſchönes Sein, auf ein großes Tun iſt unſer Trachten geſpannt; das bloße Wiſſen, das leere Denken will uns nicht mehr genügen. Was nicht in uns ſelbſt zu eigenem Leben werden kann, mit uns verwachſend, bedeutet uns nichts mehr. „Wir ſind es müde, mit Geſchaffenem und Gemachtem abgefunden zu werden: wir wollen Gebornes, um mit ihm zu leben, Du um Du", hat Paul de Lagarde geſagt; dies iſt das große Geheimnis unſerer Sehnſucht. Wir wollen nichts Fremdes mehr in uns haben, wir wollen uns Alles aneignen! Was helfen uns Kenntniſſe? Wir wollen Erlebniſſe. Das Erlernte iſt ohne Kraft, nur das Erlebte kann wirken. Das aber begehren wir, das Wirkende; nur das wollen wir gelten laſſen. Nicht auf das Kennen vieler Dinge, nein, auf das Können des Lebens nur kommt es an! Daß wir etwas wiſſen, hilft uns nicht, wenn es nicht wirkend, ſchaffend, zeugend in uns lebt, wenn es nicht unſer Organ wird,

ein Glied von uns, eine dritte Hand, ein neuer Sinn, wenn es nicht unser ist. Das wollen wir: nicht Schulden fremder Kenntnisse, sondern eigenen Besitz lebendiger Kräfte, die uns so gehorchen, so dienen können, so gewiß und treu sind, wie Auge oder Ohr an unserem Leibe. Das nur macht uns Bildung aus. Große Gedanken, edle Gefühle wollen wir nicht bloß „wissen", sondern ihnen wie unseren Händen gebieten, über sie verfügen können. Es genügt uns nicht, daß sie unser Eigentum, unsere Sache, sondern sie sollen unsere Natur, eine Verlängerung und Erweiterung (wenn man so sagen darf) unserer Person werden. Wie wir uns das denken, ist freilich schwer in Worten auszusprechen. Aber wir haben Beispiele, das große vor Allem: Goethe! Von ihm wissen wir, daß ihm das Wachsen und Werden der Pflanzen, die Verwandlungen der Tiere aus bloßen Begriffen zu so lebendigen Gefühlen geworden sind, als wenn er sie an sich selbst erfahren, in sich selbst erlebt hätte, wie Regungen der eigenen Seele, Vorgänge in seinem Innern. Ja, er hat es sogar mit Menschen nicht anders gemacht. Nicht bloß Begriffe, sondern fremde Menschen hat er sich so angeeignet, daß sie ein Stück seiner Natur, wie ein Teil von ihm selbst geworden sind. Der Kanzler Müller erzählt einmal, wie eine polnische Virtuosin, Frau Marie Szymanowska, die Goethen sehr gefiel, sich von ihm verabschieden kam. Als nun „unter mancherlei ausgebrachten Toasten auch einer der Erinnerung geweiht wurde, brach er mit Heftigkeit in die Worte aus: Ich

ſtatuiere keine Erinnerung in eurem Sinne, das iſt nur eine unbeholfene Art, ſich auszudrücken. Was uns irgend Schönes, Großes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erſt von außen her wieder er—innert, gleichſam er—jagt werden, es muß ſich vielmehr gleich von Anfang her in unſer Inneres verweben, mit ihm eins werden, ein neueres, beſſeres Ich in uns erzeugen und ſo ewig bildend in uns fortleben und ſchaffen. Es gibt kein Vergangenes, das man zurückſehnen dürfte, es gibt nur ein ewig Neues, das ſich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen geſtaltet, und die echte Sehnſucht muß ſtets produktiv ſein, ein neueres Beſſeres zu erſchaffen. Und," ſetzte er mit großer Rührung hinzu, „haben wir dies nicht Alle in dieſen Tagen an uns ſelbſt erfahren? Fühlen wir uns nicht Alle insgeſamt durch dieſe liebenswürdige, edle Erſcheinung, die uns jetzt wieder verlaſſen will, im Innerſten erfriſcht, verbeſſert, erweitert? Nein, ſie kann uns nicht entſchwinden, ſie iſt in unſer innerſtes Selbſt übergegangen, ſie lebt in uns mit uns fort und fange ſie es auch an, wie ſie wolle, mir zu entfliehen, ich halte ſie immerdar feſt in mir!" Hier iſt rein und faßlich ausgeſprochen, was jetzt dunkel in uns drängt: daß nur das gelten ſoll, was unſer geworden iſt, was uns gehört, was wir nicht mehr verlieren können. Dies iſt uns Bildung: kein Beſitz von Kenntniſſen, ſondern die innere Kraft, immer mit aufnehmender Seele bereit zu ſein und ſich aller Erſcheinungen des Lebens zu bemächtigen. Goethe, dann Schopenhauer, Wagner, Nietzſche

und Paul de Lagarde, zuletzt der edle Moriz von Egidy haben für dieſen neuen Begriff der Bildung gewirkt. „Kunſt und Wiſſenſchaft nicht mehr neben unſerem Leben, unſer Leben ſelbſt!“ hat Egidy einmal ausgerufen. Das iſt es! Das nur iſt uns wert, Bildung zu heißen, des Einzelnen, wie des Volkes.

Eine Kraft, die den Menſchen fähig macht, ſich aller Erſcheinungen des Lebens für ſich ſelbſt zu bemächtigen! Ja, wie gibt man ihm die? Wo nimmt man die her? Nichts ſoll dem Menſchen mehr fremd ſein, Alles ſoll ſein Eigen werden, indem es mit ihm verwächſt. Aber wie? Wie geſchieht das? Indem man ihm reinere und ſtärkere Sinne gibt! Damit wird jede neue Erziehung beginnen müſſen: die Menſchen raſcher im Erfaſſen, gewaltiger im Erhalten zu machen, ihnen hellere Augen, ſchärfere Ohren, neue Organe zu geben, die auch das Leiſeſte noch empfangen, das Leichteſte noch bewahren können. Wer einen Menſchen bilden will, der wecke und reinige und ſchärfe ſeine Sinne. Wer es ein Volk will, der lehre es ſehen, lehre es hören, lehre es ſpüren. Man gehe nur einmal mit einem unſerer „Gebildeten“ in einen Wald, wenn die Sonne ſcheint, wenn die Vögel ſingen, und frage ihn, was er ſieht und hört — man wird erſchrecken: er ſieht nicht, er hört nicht, ihm glänzt das Licht umſonſt, ihm tönt der Wald umſonſt, er iſt blind, er iſt taub, er hat es ja nie gelernt, nicht ſehen und nicht hören gelernt, mit dumpfen Sinnen geht er in einer ewigen Nacht dahin! Wecken wir ihn auf, geben

ſtatuiere keine Erinnerung in eurem Sinne, das iſt nur eine unbeholfene Art, ſich auszudrücken. Was uns irgend Schönes, Großes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erſt von außen her wieder er—innert, gleichſam er—jagt werden, es muß ſich vielmehr gleich von Anfang her in unſer Inneres verweben, mit ihm eins werden, ein neueres, beſſeres Ich in uns erzeugen und ſo ewig bildend in uns fortleben und ſchaffen. Es gibt kein Vergangenes, das man zurückſehnen dürfte, es gibt nur ein ewig Neues, das ſich aus den erweiterten Elementen des Vergangenen geſtaltet, und die echte Sehnſucht muß ſtets produktiv ſein, ein neueres Beſſeres zu erſchaffen. Und," ſetzte er mit großer Rührung hinzu, „haben wir dies nicht Alle in dieſen Tagen an uns ſelbſt erfahren? Fühlen wir uns nicht Alle insgeſamt durch dieſe liebenswürdige, edle Erſcheinung, die uns jetzt wieder verlaſſen will, im Innerſten erfriſcht, verbeſſert, erweitert? Nein, ſie kann uns nicht entſchwinden, ſie iſt in unſer innerſtes Selbſt übergegangen, ſie lebt in uns mit uns fort und fange ſie es auch an, wie ſie wolle, mir zu entfliehen, ich halte ſie immerdar feſt in mir!" Hier iſt rein und faßlich ausgeſprochen, was jetzt dunkel in uns drängt: daß nur das gelten ſoll, was unſer geworden iſt, was uns gehört, was wir nicht mehr verlieren können. Dies iſt uns Bildung: kein Beſitz von Kenntniſſen, ſondern die innere Kraft, immer mit aufnehmender Seele bereit zu ſein und ſich aller Erſcheinungen des Lebens zu bemächtigen. Goethe, dann Schopenhauer, Wagner, Nietzſche

und Paul de Lagarde, zuletzt der edle Moriz von Egidy haben für dieſen neuen Begriff der Bildung gewirkt. „Kunſt und Wiſſenſchaft nicht mehr neben unſerem Leben, unſer Leben ſelbſt!“ hat Egidy einmal ausgerufen. Das iſt es! Das nur iſt uns wert, Bildung zu heißen, des Einzelnen, wie des Volkes.

Eine Kraft, die den Menſchen fähig macht, ſich aller Erſcheinungen des Lebens für ſich ſelbſt zu bemächtigen! Ja, wie gibt man ihm die? Wo nimmt man die her? Nichts ſoll dem Menſchen mehr fremd ſein, Alles ſoll ſein Eigen werden, indem es mit ihm verwächſt. Aber wie? Wie geſchieht das? Indem man ihm reinere und ſtärkere Sinne gibt! Damit wird jede neue Erziehung beginnen müſſen: die Menſchen raſcher im Erfaſſen, gewaltiger im Erhalten zu machen, ihnen hellere Augen, ſchärfere Ohren, neue Organe zu geben, die auch das Leiſeſte noch empfangen, das Leichteſte noch bewahren können. Wer einen Menſchen bilden will, der wecke und reinige und ſchärfe ſeine Sinne. Wer es ein Volk will, der lehre es ſehen, lehre es hören, lehre es ſpüren. Man gehe nur einmal mit einem unſerer „Gebildeten“ in einen Wald, wenn die Sonne ſcheint, wenn die Vögel ſingen, und frage ihn, was er ſieht und hört — man wird erſchrecken: er ſieht nicht, er hört nicht, ihm glänzt das Licht umſonſt, ihm tönt der Wald umſonſt, er iſt blind, er iſt taub, er hat es ja nie gelernt, nicht ſehen und nicht hören gelernt, mit dumpfen Sinnen geht er in einer ewigen Nacht dahin! Wecken wir ihn auf, geben

wir ihm das Licht, laſſen wir ihn endlich das Leben fühlen, das groſſe, herrliche Leben!

Seien wir aufrichtig: wieviele „Gebildete" gibt es denn, die fähig ſind, ein Bild zu ſehen, ein Gedicht zu hören, die Schönheit eines Werkes, ſei es der Natur oder eines Künſtlers, rein zu empfinden? Wir haben es ja nie gelernt. Wir haben alle weder ſehen, noch hören, noch empfinden gelernt, immer nur wiſſen. Immer nur Kenntniſſe, tote Daten hat man uns gegeben — und rings iſt die lebendige Natur, rings iſt die lebendige Kunſt, rings iſt überall Leben! Machen wir dem Volke die Augen und die Ohren und alle Sinne auf, lehren wir es ſehen, hören, fühlen, und es wird ſtark und froh ſein, und es wird erſt leben. „Kunſt und Wiſſenſchaft nicht mehr neben unſerem Leben — unſer Leben ſelbſt!"

Die Kleinen.

Bei Reclam* ist jetzt ein Bändchen erschienen, die Briefe enthaltend, die der jüngere Heinrich Voß in seiner Weimarer Zeit an Freunde geschrieben hat. Über seinen Verkehr mit Goethe und Schiller spricht er sich in einer herzlichen, ein bißchen geschwätzigen, manchmal recht einfältigen Art und nicht ohne eine wunderliche Gravität aus. Den Zauber ihres gewaltigen und reinen Wesens lassen gerade diese Schilderungen eines Pedanten mit unbeschreiblicher Macht vernehmen. Wir dürfen ihrem milden Walten zusehen, wie es täglich war. Wir sehen Goethen, wenn er lustig ist, noch eine besondere Flasche holen und der Nachbarin ein Küßchen entwenden; oder er liegt in seinem weißen, über der linken Schulter ein klein wenig zerrissenen Nachtjäckchen auf seinem Zimmer und liest mit seiner großen weichen Stimme vor. Wir sehen Schiller auf der Maskerade mit Studenten zechen, bis der graue Morgen kommt und der „unendlich teuere

* Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß dem jüngeren. Briefauszüge in Tagebuchform, zeitlich geordnet und mit Erläuterungen herausgegeben von Dr. Hans Gerhard Gräf. Leipzig; Verlag von Philipp Reclam jun.

Herr Hofrat" einen bedenklichen Spitz hat; oder er kriecht auf dem Boden mit seinem Knaben, dem kleinen Karl herum und sie spielen Löwe und Hund. In dieser lässigen Art, sich der Minute hinzugeben, wird erst ihre ganze Größe offenbar und wir fühlen, daß es das Höchste ist, aus seinen Verzückungen und Ekstasen einen Schimmer in die tägliche Existenz zu bringen. Momente der Erleuchtung mag jeder einmal haben; aber nur, wer die Kraft hat, ihre Geschenke zu bewahren und mit sich durch das Leben zu tragen, ist groß.

Der gute Heinrich Voß hat Goethe schon als Knabe gesehen, als Student ist er in Jena gewesen, seit 1804 wurde er Lehrer der alten Sprachen am Gymnasium zu Weimar. Besondere Gaben hatte er wohl nicht. Diese braven Leute, die wir bei Goethe finden, sind alle mehr durch ihren guten Willen als durch irgend eine Kraft bemerkenswert. Wir wundern uns eigentlich, daß Goethe in ihrer Nähe nicht manchmal ungeduldig geworden ist; aber er hatte die Maxime, „jeden Menschen in seiner Haut zu lassen". Mit einer unbegreiflichen Güte sehen wir ihn sich zu diesen mühsamen und unvermögenden Menschen aufs liebreichste neigen; es ist rührend, und doch nicht ohne leisen Verdruß wird man denken, wie viele Stunden seines teueren Lebens der Große an die Kleinen hingegeben hat. Warum hat er das getan?

Wir wollen den Fall Plessing betrachten. Man erinnert sich, wie er ihn in der Campagne erzählt. Er bekommt eines Tages, von Wernigerode datiert, Plessing

unterzeichnet, ein Schreiben, vielmehr ein Heft zugesendet, in dem ein problematischer Jüngling sich abquält und bei guten Anlagen und den besten Absichten doch zu keiner inneren sittlichen Beruhigung gelangen kann. Der frische und herzliche Ton weckt seinen Anteil, wenn er sich auch manchen bedenklichen, ja unangenehmen Zug nicht verhehlen kann. „Da ward mir denn nach jenem Zeitsinn der Wunsch lebhaft rege, diesen jungen Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen; ihn aber zu mir zu bescheiden, hielt ich nicht für rätlich. Ich hatte mir unter bekannten Umständen schon eine Zahl von jungen Männern aufgebürdet, die, anstatt mit mir auf meinem Wege einer reineren höheren Bildung entgegenzugehen, auf dem ihrigen verharrend sich nicht besser befanden und mich in meinen Fortschritten hinderten. Ich ließ die Sache indessen hängen, von der Zeit irgend eine Vermittlung erwartend. Da erhielt ich einen zweiten kürzeren, aber auch lebhafteren, heftigeren Brief, worin der Schreiber auf Antwort und Erklärung drang und sie ihm nicht zu versagen mich feierlichst beschwor. Aber auch dieser wiederholte Sturm brachte mich nicht aus der Fassung; die zweiten Blätter gingen mir so wenig wie die ersten zu Herzen, aber die herrische Gewohnheit, jungen Männern meines Alters in Herzens- und Gewissensnöten beizustehen, ließ mich sein doch nicht ganz vergessen." Man liest nun, wie er bald die Gelegenheit wahrnimmt, als eine Jagdpartie auf wilde Schweine unternommen wird, sich von der Gesellschaft zu trennen und auf der anderen

Seite allein durch den Harz nach Wernigerode zu reiten, wo es ihm denn nicht schwer wird, seinen Herrn Plessing als den Sohn des Superintendenten zu finden, für seinen Fleiß im Städtchen geschätzt, aber wegen seiner finsteren Laune und eines unfreundlichen Betragens getadelt. Goethe gibt sich nicht zu erkennen, sondern stellt sich als Maler vor und will nun in dieser Rolle das Leiden des aufgeregten Jünglings beschwichtigen und heilen. Er rät ihm, sich aus einem schmerzlichen, selbstquälerischen, düsteren Seelenzustand durch Naturbeschauung und herzliche Teilnahme an der äußeren Welt zu retten. Aber diese Hilfe weist Plessing ab, alle „propädeutischen Wendungen" sind umsonst. Die beiden Männer scheiden friedlich und schicklich, doch ist Goethe entschlossen, den Jüngling nicht wieder zu sehen und kann auch später, als dieser nach Weimar kommt, „sein heftiges Begehren nach leidenschaftlicher Freundschaft und innigster Verbindung nicht erwidern". Er unterläßt es nicht, ihm einige reelle Dienste zu leisten, aber er nimmt sich seiner nicht mehr an; ja die Bücher, die ihm der junge Verfasser zuschickt, mag er nicht einmal lesen, er ist fertig mit ihm.

Diesen Fall Plessing muß man nachdenklich betrachten, wenn man Goethe verstehen und seine Absichten mit den Kleinen einsehen will. Welche Güte! Er reist zu einem fremden Menschen hin, der ihm doch nichts geben kann, und ist bereit, ihm zu helfen. Er will sich um ihn bemühen, wie er sich um Voß und Eckermann

bemüht hat. Hätte er an dem Jüngling einen guten Willen und jene Sehnsucht nach dem Schönen gefunden, so hätte er ihn in seine Welt geführt und nicht abgelassen, ihn sanft gewaltsam mit sich zu ziehen. Aber als er ihn trotzig und von unreinem Wesen findet, wendet er sich von ihm ab. Das hat er nicht ertragen können; „Leidenschaft, Verworrenheit, dumpfes Treiben" hat er gehaßt. Dieser Plessing ist gewiß „interessanter" als der bedächtige Eckermann und der scheue Voß gewesen. Aber Goethe hat von den „interessanten" Menschen nichts gehalten. Man erinnere sich, wie er Kleist liegen ließ, weil er unrein und ohne Ordnung war, und man lese nach, was er über Tycho de Brahe geschrieben hat: „Einen von den beschränkten Köpfen, die sich mit der Natur gewissermaßen im Widerspruch fühlen und deswegen das komplizierte Paradoxe mehr als das einfache Wahre lieben und sich am Irrtum freuen, weil er ihnen Gelegenheit gibt, ihren Scharfsinn zu zeigen." Mit der Natur entzweite Menschen hat er nicht ausstehen können. Helle, klare Wesen wollte er bei sich haben. Diese hat er, wie unkräftig und gering sie waren, auf das innigste gehegt. Er hat eben nicht auf das Einzelne gesehen, sondern dem Ganzen dienen wollen. Er wollte eine Kultur um sich schaffen; das scheint ihm sogar wichtiger gewesen zu sein als seine Schauspiele oder Verse, sonst hätte er von diesen nicht oft so merkwürdig gelassen gesprochen. Das Werk hat ihm nicht viel gegolten, aber er hat getrachtet, Menschen zu bilden, die seinen Geist aufbewahren könnten.

Was würde denn die Tat des Größten vermögen, wenn ſich nicht ihr Sinn, ihr Weſen den Anderen mitteilen, unter ihnen fortwirken und bei ihnen bleiben kann? Deswegen hat er die Kleinen ſo geliebt, weil ſie Träger und Leiter von Kultur ſind.

Er hat einmal an die Stollberg geſchrieben: „Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, ſo leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.“ Das iſt ihm das Wichtigſte geweſen: Das Ewige ſoll den Menſchen jeden Augenblick gegenwärtig bleiben. Er wünſchte, daß immer das Schöne auf Erden geſchehen ſoll, und wenn die gewöhnlichen Leute ihren Verrichtungen nachgehen, ſoll es doch im Licht der Ewigkeit ſein. Das nennen wir Kultur. Aber wie können wir ſie zu den Menſchen bringen? Im tiefen Walde ſtehen die großen Künſtler als herrliche Brunnen der Ewigkeit da; es iſt ſchön, wie ſie brauſen und ſprudeln, aber die Quellen fallen zur Erde hin und verrinnen. Wir möchten ſie in treuen Gefäßen, Eimern oder Röhren auffangen und bewahren, damit dann die armen Leute herbeikommen und ſich zum Segen anſpritzen können. Stehen ſolche Becken oder Vaſen der Schönheit im Lande, dann kann das Volk hingehen und ſich ſein Labſal ſchöpfen. Als ſolche Vaſen hat Goethe die Kleinen hinſtellen wollen. Die törichten Menſchen des bloßen Verſtandes können das nicht verſtehen. Sie lachen ihn aus, daß er ſich mit Kleinen umgeben hat, und begreifen nicht, daß er ſie brauchte, um durch ſie in die Nation zu rinnen.

Was Goethe damals in Weimar wollte und was ſpäter edlen Jüdinnen in Berlin gelang, das möchten wir jetzt in Öſterreich verſuchen. Vielleicht geht es noch nicht; es kann ſein, daß die Zeit noch nicht gekommen iſt. Nun, dann werden wir doch in einem ſchönen Wahn gelebt haben. Wir möchten, daß unſere Nachkommen eine öſterreichiſche Kultur vorfinden ſollen. Darum fragen wir in den guten Zeiten der Menſchheit nach, hören ihre Taten und Werke an und wollen aufnehmen, was jemals groß geweſen iſt. Seine Gefäße wollen wir ſein, das Volk ſoll aus uns ſchöpfen können. Größer können wir uns nicht machen, als wir ſind, aber verzagen wir nicht: in unſerer Not können die Kleinen, ſich redlich bemühend, Wunder wirken.

Der Unſterbliche.

Samuel Butler hat einmal geſagt, das, was wir ſelbſt von unſerem Leben kennen, ſei der geringere Teil davon, den beſſeren kennen andere, wir ſelbſt aber nicht, denn unſer wahres Leben bringt uns erſt der Tod. Daß wir dann erſt erwachen, klingt ibſeniſch, und frommen Gedanken iſt es vertraut, aber Butler meint's anders, er denkt an keinen Himmel, ſondern auf unſerer geliebten Erde ſelbſt geht für ihn, wenn der Tod unſeren Leib fortgetragen hat, eigentlich erſt unſer wahres Leben an. Steht nicht irgend ein braver Schulmeiſter, der längſt im ſtillen Grabe ſchläft, immer noch tätig ſeinen Schülern bei, hält hier einen Verwegenen zurück, der ſich ſchon ins Grenzenloſe verlieren will, treibt dort den Zaghaften an, der ſich nicht entſchließen kann, dies alles bloß durch die Kraft der Erinnerung an ein gutes Wort, das er zur rechten Zeit einſt dem kindlichen Herzen anvertraut hat? Aber, wendet man ein, der Tote weiß ja davon nichts und ſo hat er auch nichts davon; ein Leben aber, das uns nicht bewußt wird, iſt für uns keins. Wirklich? Ja wie viel von dem, was wir bei Lebzeiten erleben, wird uns denn eigentlich bewußt? Gehört einem großen

Krieger von dem Leid, das er über die Menſchen bringt, nur gerade ſo viel, als er ſelbſt mit eigenen Augen davon geſehen, mit eigenen Ohren noch hinter ſeinem ſtampfenden Pferd nachheulen gehört hat? Lebt er nicht auch in den Flüchen, die in die leere Nacht hinaus verhallen? Lebt er nicht in allen Schrecken der Enkel fort, wenn längſt der Stein, der ſeine Taten nennt, verwittert oder mit Blumen zugewachſen iſt? Nehmen wir einen, der ſein junges Leben für den Glauben ließ, irgend einen Blutzeugen für eine politiſche Hoffnung. Daß er in die Schule ging, von Helden träumte, ſich einer Tat verlobte, ſeine Sehnſucht zu erlöſen, aber bevor er ſie vollenden konnte, verraten, vor ein eiliges Gericht geſtellt und in den Tod getrieben wurde, ſoll das nun ſein ganzes Leben ſein? Wenn er aber dann durch ſein Opfer tauſend Herzen aufſchlagen macht, tauſend neue Taten erweckt, plötzlich überall Freunde findet, die der Lebende niemals gekannt hat, gleichſam handelnd mitten unter ſie tritt, ihnen Mut macht und den Weg weiſt, von allen Seiten Kraft um ſich verſammelt und ſo vielleicht Völker weckt, Throne ſtürzt und die Landkarte verändert, dieſen viel größeren, weiteren, tauſendmal lebendigeren Kreis ſeiner fortwirkenden Tat wollten wir mit dem ſchwarzen Tuch dieſes kalten Namens Tod bedecken? Was heißt denn Leben, als daß einer ſich ausſtreckt, mit ſeinem Atem die Welt erfüllt und ſie nach ſeinem Bilde formt? Wie klein würde doch alles, was wir wirken und ſchaffen, wenn nur gelten ſoll, was der

Schaffende, der Wirkende ſelbſt davon weiß! Mir hat einmal ein junger Menſch erzählt, er ſei von eigener Schuld mit unverdienter Not zuſammen einſt ſo tief bedrückt geweſen, daß er es ſchon nicht mehr ertragen können, und im Schatten dieſer ſchlimmſten Stunde nur durch den Glanz einer unwiderſtehlich beglückenden, kraftbringenden, alles durchleuchtenden Stimme noch gerettet worden. War das nun nicht eine von den Taten dieſes Gängers? Seine Stimme hat den Verzweifelten am Kragen gepackt und herausgezogen, wie kräftiger Arm einen Ertrinkenden. Nichts kann aktiver gehandelt ſein. Ich fragte den Jüngling, ob er den Gänger kenne, der Gänger es wiſſe. Nein, er kennt ihn nicht, der weiß es nicht. Ja noch mehr, es kam nun noch heraus, daß er den Gänger gar nicht, wie er mit einiger Verwirrung, ja Beſchämung geſtand, eigenmündlich gehört, ſondern aus einem Grammophon. Und immer wieder ſeitdem, wenn er ſich von Lebensangſt bedroht und ſeine Kraft ſinken fühlt, ſetzt er ſich vor das Grammophon und läßt ſich von jener Stimme wieder Erdenluſt und Mut einblaſen. Der Gänger lebt in einer ganz anderen Stadt als der junge Menſch, den er gerettet hat. Aber hört das deswegen auf, des Gängers höchſt perſönliche Tat zu ſein? Und wie nun, wenn der Gänger damals, als ſeine durch das Grammophon wirkende Stimme den verlorenen Jüngling aus der Geiſtesnacht zog, wenn damals der Gänger ſelbſt ſchon verſtorben geweſen wäre? Wäre die Tat dann weniger ſein? Oder weſſen Tat

wäre sie? Ein junger Mensch ist gerettet worden. Wer hat ihn gerettet? Wer hielt ihn, zog ihn zurück? Kann ein Toter helfen, ein Toter trösten, ein Toter retten? Sind Hilfe, Trost, Rettung, die einen, der schon hingesunken ist, wieder aufrichten, sind das nicht die höchsten Zeichen des Lebens? Es war aber nicht des Sängers Tat, wendet man ein, es war die Tat seines Gesangs. Kann ein Toter singen? Und wie wird es gar erst in hundert Jahren sein? In hundert Jahren tritt der Urenkel vielleicht in bangen Stunden an das Grammophon und holt sich die Stimme des jetzt lebenden Ahnen heraus, um durch das fortklingende Wort einer längst entsunkenen Vergangenheit den Unmut des Tages zu stillen und sich zur Zukunft zu stärken; in hundert Jahren ist so vielleicht ein ganz persönlicher Verkehr mit Begebnissen der Vergangenheit hergestellt, und der Enthusiasmus ihrer großen Redner kann dann, so oft man ihn braucht, frisch abgezogen und jedem ins Haus geliefert werden. Wer mag heute schon ausmessen, wodurch alles noch der Techniker uns immer mehr dieser höchst irdischen Unsterblichkeit versichern wird.

Vielleicht ist jenes Stück unseres Lebens, das wir selbst bewußt mitmachen, nur sozusagen Einleitung, Aufstellung, Vorbereitung, Farbenskizze, Grundriß, Arrangierprobe, Vorübung oder wie man es nennen will, und wenn dann sein Sinn aufgeht, wenn es reift, wenn unser Leben sich erfüllt, sind wir selbst nicht mehr dabei, es braucht uns dann gar nicht mehr, es ist vielleicht

viel zu groß geworden für unſer kleines Ich und ſo, um ſich über die Welt auszudehnen, wirft unſer eigenes Leben uns dann ab. Wann hat Goethe wahrhaft gelebt? Damals, als er allein ſaß, immer mit „einem ſtillen, traurigen Zug über der Seele", den Freunden entfremdet, vielen feind, allen ſeltſam, von wenigen gekannt, von keinem verſtanden, der einſamſte Menſch? „Man kann ſich keinen iſolierteren Menſchen denken, als ich damals war und lange Zeit blieb", heißt es in der Campagne. Und ähnlich einmal zum Kanzler von Müller: „Der Meiſter belegt, in welcher entſetzlichen Einſamkeit er verfaßt worden." Und ſo ſchildert ihn Zelter: „Ich denke mir Sie, befallen von Ihrem alten Übel, einſam, brütend, ſich ſelbſt verzehrend." Und immer wieder dieſelbe Klage, daß er „eigentlich immer allein ſtand". Keine Wirkung geht von ihm aus. „Man war im Grunde nie mit dem zufrieden und wollte mich immer anders, als es Gott gefallen hatte, mich zu haben. Auch war man ſelten mit dem zufrieden, was ich hervorbrachte. Wenn ich mich Jahr und Tag mit ganzer Seele abgemüht hatte, der Welt mit einem neuen Werke etwas zuliebe zu tun, ſo verlangte ſie, daß ich mich bei ihr noch obendrein bedanken ſollte, daß ſie es nur erträglich fand." So ſchloß er ſich immer mehr von ihr ab und gab es auf, „nach außen kummunikativ" zu ſein. Und als er im hohen Alter einmal abrechnet, muß er bekennen: „Man hat mich immer als einen vom Glück beſonders Begünſtigten geprieſen, auch will ich mich

nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten, allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt; es war das ewige Wälzen eines Steines, der immer von neuem gehoben sein wollte." Und dies wäre denn die Summe des größten Lebens, das sich unter Deutschen entfaltet hat?

Wie anders heute! Wenn dies Leben ist, daß einer wirkt, sich mitteilt, in andere Menschen eindringt, sie mächtig an sich zieht, sie zum Werkzeug seines Willens macht und sich zum Meister ihrer Werke, ihr Denken und Fühlen und Handeln, ihr Verhältnis zu sich selbst und zu den anderen, das Recht, das sie sich zumessen, und die Pflicht, die sie sich abfordern, bestimmt und so völlig ihr Schicksal wird, wenn dies das Maß des Lebens ist, dann ist unter uns heute niemand lebendiger als Goethe. Könnte man alle zerlegen, die jetzt in den Wissenschaften, den Künsten, den Weltgeschicken mächtig sind, und dann ihre Kräfte bestimmen, woher sie sie haben und wer es also eigentlich ist, der in ihnen, der durch sie wirkt, wer der Urheber ihrer ganzen Macht ist, man fände im Herzen jeder großen Begebenheit Goethe. Nehmt irgend einem, der heute mit an Gegenwart und Zukunft schafft, das weg, was er von Goethe hat, der eine durch Nachfolge, mancher wohl auch durch tätigen Widerspruch, die meisten ganz unbewußt — was bliebe von ihm übrig? In dieser allumfassenden, allbestimmenden

Macht über unsere Zeit findet Goethe nun erst sein wahres Leben ganz; er ist uns ein Mitlebender geworden, der große Ratgeber der Nation, dem jeder in Gewissensnöten seine Sorgen, seine Fragen bringt, der große Wegweiser, an dem jeder sich erst zu sich selbst findet. Wer ist unter uns, dessen Denken und Fühlen nicht irgend einen goethischen Zug, der von ihm nicht die Form oder doch irgend eine Färbung hat?

Sucht man nun aber, was es denn eigentlich sei, welches seiner Werke, welches große Stück seiner großen Tätigkeit, wodurch er sich der gesamten Nation in allen ihren Kreisen, ja noch weit über sie hinaus aller nachrückenden Menschheit in allen Ländern, wohin nur irgendwie jemals ein Abglanz oder Widerschall unserer Gesittung gedrungen ist, so andauernd bemächtigen konnte, so macht man seltsame Erfahrungen. Mir schien dies wohl einmal des Fragens wert, ich habe mich selbst darüber oft ausgehorcht, dann aber auch andere gern verhört, soviel ich nur konnte. Das Ergebnis war überraschend. Die meisten, und zwar gerade die, denen es zur Lebensnotwendigkeit geworden ist, täglich oder doch zu allen Stunden gesteigerter Existenz mit Goethe zusammen, ja man könnte, da dies für sie ja wirklich fast die beseelende Kraft einer Andacht hat, nach dem Sprachgebrauch der Frommen auch sagen: in Goethe zu sein, bekannten mir, daß sie keinem Werke eine tiefere Beruhigung, eine wärmere Beglückung und echtere Befreiung verdanken als seinen Gesprächen mit Eckermann,

wie sie dieser treue, durch redlich aufnehmenden Verkehr selbst mit der Zeit vergrößerte Mensch demütig stolz aufgezeichnet hat. Dann kamen in meiner Statistik die anderen Gespräche, wie sie von Biedermann gesammelt worden sind, und gleich neben ihnen die Briefe, beiläufig in dieser Folge: an Schiller, an Zelter, an die Stein, an seine Mutter und an Bettina. Wenn man sich auf Herumfragen bei Buchhändlern verlassen kann, so werden Goethes Briefe, in den Ausgaben von Philipp Stein und Eduard von der Hellen, auch in der neuen großen Publikation Richard M. Meyers, gar aber in den beiden billigen Bänden von Langewiesche heute viel mehr verlangt, als irgend eine der Dichtungen Goethes. Erst nach den Gesprächen und nach den Briefen, unter denen wieder die seiner Jugend, worin er sich ganz unmittelbar und noch ganz ungeformt hergibt, unsere Zeit am meisten anzuziehen scheinen, folgen dann seine Werke, und unter ihnen steht nach meiner privaten und deshalb freilich recht dubiosen Zählung heute sein eigenes Leben, von ihm selbst erzählt, mit der „Italienischen Reise" voran. Diesen zunächst der „Werther", der doch heute selbst bei ganz jungen Leuten kaum mehr ein inneres Entgegenkommen findet, aber eben auch wieder als ein fast unbekleidetes Selbsterkenntnis wirkt. Je mehr aber nun seine Werke von der Konfession abrücken und zum auf sich selbst ruhenden, in sich selbst geschlossenen Kunstwerkhin, desto geringer wird ihre Macht über den heutigen Leser, der also das Werk offenbar nur benützt, um zum

Dichter ſelbſt zu kommen und dazu den kürzeſten Weg ſucht, ſeine Werke folglich um ſo lieber hat, je mehr ſie Zeugnis von ſeiner Perſon ablegen oder, um mit ihm ſelbſt zu reden, je beſſer es ihnen gelungen iſt, „ſein Individuum zutage zu fördern". Je mehr aber in einem Werk ſeine Perſon zurücktritt, deſto weniger iſt es dem heutigen Leſer, und jenes, das, wenn man es an ſeinem eigenen höchſten Kunſtgriff mißt, an dem letzten Kunſtbegriff des reifen Goethe, der Vollkommenheit am nächſten kommt, „Die natürliche Tochter", die ſich ſchon ganz über den Dunſt des Augenblicks ins Ewige, vom Individuellen zum Typiſchen erhebt, ſo daß man ſich darin wirklich, wie er es ſich ſelbſt einmal gewünſcht hat, „über alles Irdiſche hinausgehoben fühlt und wahrhaft in dem Zwiſchenraum befindet, in welchem die Götter hin und her ſchweben", ſie hat die kleinſte Gemeinde. Wo er, nach den Schulbegriffen, ja nach ſeiner eigenen Lehre, am wenigſten Künſtler iſt, weil er noch kaum verſucht, aus ſich eine beſondere Geſtalt in ihrer eigenen Form zu ihrem eigenen Leben abzuſondern, weil er noch nur ſo vor ſich hindampft, wirkt er am ſtärkſten, dadurch iſt er bis zu den Enkeln vorgedrungen und unter uns tätig mithelfend und über uns herrſchend geblieben bis auf den heutigen Tag. Die vollkommenen Kunſtwerke des bewußten Künſtlers aber liegen heute noch im Entzücken der Eingeweihten verborgen. Und ſo wäre das Ergebnis ſchließlich, daß ihn nicht ſein Werk, ſondern was er geweſen iſt, zum Schickſal über

alles geistige und weltliche Leben seit hundert Jahren gemacht hat.

Es ist besser, darüber nicht nachzudenken. Denn hier scheint eine jener Wahrheiten versteckt zu sein, denen der Mensch nicht nachgehen darf, weil sie zum Abgrund führen. Die Sinnlosigkeit, die Nichtigkeit alles menschlichen Strebens wird dadurch kund, daß einer sich sein ganzes Leben lang eben um das am heißesten bemüht, was den Nachkommen dann nur ein Hindernis ist. Dies hat sich jetzt wieder gezeigt, an der ersten Form des „Wilhelm Meister". Überall, wo sie später von Goethe verbessert worden ist, bestand dies eigentlich immer darin, daß er gerade das aus ihr vertilgt hat, was uns den lieben Klang seiner eigenen Stimme ganz unmittelbar vernehmen läßt. Dem reifen Goethe war in der ersten Form die zufällige Person des Schöpfers, die Spur des Augenblicks zu stark, und so hat er gerade das ausgelöscht, was wir in seinen Werken suchen. Die Sinnlosigkeit alles menschlichen Strebens! Man darf nicht daran denken, denn wer will hoffen, sich zu behaupten, wenn er nicht mehr an einen tief verborgenen, aber unerschütterlichen Sinn unseres Lebens glauben kann? Ein Irrtum, der uns tätig und tüchtig macht, ist uns besser als eine lähmende Wahrheit, zu solchem Pragmatismus hat sich Goethe selbst immer bekannt, lange bevor dieser Name dafür erfunden wurde, und wir handeln ganz goethisch, wenn wir uns aus ihm unseren eigenen Goethe machen, wie wir ihn heute für uns brauchen, unseren Be-

dürfnissen gemäß, und dazu von seinen Werken weg oder durch sie auf den Menschen zurückgehen, auf den unverhüllten, auf den kunstlosen Goethe der Gespräche, der Briefe, des belauschten Augenblicks.

Schließlich kommt dies aber unversehens dann auch wieder den Werken selbst zugute. Ein ganz neues Verhältnis zu ihnen stellt sich her. Indem wir nun die Dichtungen aus den Briefen, Tagebüchern, Gesprächen belegen, geben wir ihnen den ganzen Dunst des Erlebens wieder, dem sie sich leuchtend entwunden haben; unter unseren Augen entstehen sie gleichsam noch einmal, und indem wir mit ihnen jetzt umgekehrt verfahren, als der Dichter verfuhr, und zu ihrem Anfang zurückkehren, sind wir sozusagen selbst dabei. Dazu bietet sich uns jetzt zur rechten Zeit eine neue Ausgabe Goethes an, des Müncheners Georg Müller Propyläenausgabe in vierzig Bänden. Prachtvoll gedruckt, in alten, ernsten, klaren Typen, auf reinstem Papier, ohne modischen Zierat, ordnet sie das Werk Goethes zeitlich an und durchwirkt es mit den Bekenntnissen der Tagebücher und Briefe. Sie liest sich durchaus wie eine Biographie; Goethe selbst tritt überall vor, jede Dichtung wird zum Zeugnis seiner Person, wir sehen sie dem Dichter vom eigenen Leben zugetragen, sind dabei, wie sie Form gewinnt und erkennen sie wieder, wenn sie zuweilen, durch Reflexion oder Erinnerung verklärt, später noch einmal epitomatisch wiederkommt. Wir haben hier eigentlich zum erstenmal den ganzen Goethe lebendig vor uns; er spricht mit uns,

und ſein großes Auge blickt uns an. Wovon wir ſonſt nur die Frucht empfingen, das ſehen wir hier verſchwenderiſch ausgeſät, ſehen es keimen, ſehen die Verwandlungen, in denen es wechſelnd reift, immer gleich wunderbar und nun doch noch ganz anders unſer Eigentum, etwa wie wir den Apfel eines Baumes, den wir ſelbſt vor Jahren gepflanzt, in Unbilden ſchlechter Witterung treu gehegt und mit unſeren Hoffnungen, unſeren Befürchtungen von Tag zu Tag begleitet haben, bis er uns endlich die ſtandhaft erharrte Gabe reicht, wie wir den doch noch ganz anders beglückt genießen, als wenn uns einer auf dem Markt in Körben dargeboten wird.

Der ganze Goethe.

Goethes Geſchichte wäre nun einmal zu ſchreiben: wie jede Generation ihm von einer anderen Seite beikommt, ſich von ihm nimmt, was ſie für ſich brauchen kann, und ihn ſich immer von neuem wieder adaptiert; jede hat ſich ihren eigenen Goethe gemacht und wenn man dieſe Goethes nebeneinander ſtellt, iſt es kaum zu glauben, daß alle von einem und demſelben Menſchen ausgegangen ſein ſollen.

Den Mitlebenden hat er ſich immer wieder entzogen. „Wenn die Leute glauben, ich wäre noch in Weimar, dann bin ich ſchon in Erfurt", ſagte er ſelbſt einmal und nennt ſich den „veränderten Freund". Sie konnten ihm nicht nachkommen; kaum glaubten ſie ihn zu faſſen, war er ihnen ſchon wieder verloren, er ließ ſich nicht feſthalten. Die Freunde des „Götz" erkannten ihn im „Taſſo" nicht wieder, die Treueſten ſchraken vor der Farbenlehre zurück, bald war er wirklich der einſame Merlin im leuchtenden Grabe. Er iſt nicht mehr ernſt zu nehmen, er treibt es zu arg, klagte ſchon Karoline Herder, einer nach dem anderen ſtimmte bald traurig bei. Er war ihnen ſo weit voraus, daß ſie meinten, ihn über-

holt zu haben. Der Berliner Kreis geiſtreicher Jüdinnen allein hütete ſein Andenken noch. Auch ſie verſtanden, erkannten ihn nicht, doch fühlten ſie das ungeheure Geheimnis und hegten es in Ehrfurcht. Dann kam gar ein vorwitziges Geſchlecht, ganz dem Tage zugetan, das ſich vermaß, die Menſchheit durch „Verfaſſungen" zu heilen; der Dichter galt nur noch als Lieferant von Zitaten für Feſtredner in Turnvereinen und politiſchen Liedertafeln, dazu fand ſich in den „Wanderjahren" und im „Fauſt" wenig. Sie wußten mit dem „kalten" Goethe nichts anzufangen. Allmählich wurde der von dem „heiteren" Goethe abgelöſt, dem Olympier, der eine gewiſſe Ähnlichkeit mit Heyſe, ja mit Paul Lindau bekam, ein freies Kind der Welt, hoch über dem Menſchenleid beſchaulich thronend; den marmornen Goethe nannte man ihn, er war aber doch mehr aus Gips. Das beſte taten für ihn noch in aller Stille die verkannten, unrecht geſchmähten Goethephilologen: ſie trugen mit deutſchem Fleiße das Material zuſammen, nun mochte ſich ein neues Geſchlecht ſeinen Goethe daraus aufbauen, und jedes folgende wieder, das Material iſt da, Goethe kann uns jetzt doch nicht mehr ganz abhanden kommen; und er hat ja Zeit, er wartet. Oder ſoll Nietzſche recht behalten, daß Goethe niemals den Deutſchen angehören wird?

In den Neunzigerjahren ging dem Deutſchen wieder auf, daß Goethe vorhanden iſt. Man kann das etwa von der preisgekrönten Schrift Richard M. Meyers datieren (deſſen kluges, auch wieder die Tatſachen unbe-

fangen verſammelndes Buch über Nietzſche jetzt vielleicht für dieſen ebenſo wirken wird, wenn es junge Leute beſtimmt, ihn einmal ohne Vorurteil und unbetört zu leſen). In den Neunzigerjahren kehrte ſich das Geſchlecht, das damals eben ins tätige Leben eintrat, Goethe zu und — ſah nun auch wieder nur ſich ſelber in ihm. Es entſtand der moniſtiſche Goethe, deſſen ſich dann ein Jahrzehnt lang die Oberlehrer ſo ſehr berühmten, bis ihm endlich Chamberlain den Garaus gemacht hat. Goethe, der die ganze Menſchheit enthält, enthält auch einen Moniſten, wie er die Griechen, das Rokoko und die Romantik, Voltaire, Kant und Herder, ja Schelling und Hegel, die Myſtik, den Pietismus und den Katholizismus enthält, aber alle zuſammen. Nimmt man aus dem Ganzen ein einziges Stück heraus, als ob es allein Goethe wäre, ſo fälſcht man ihn, indem man ihm ſein Leben nimmt, das eben in dieſem Zuſammenhang ſeiner ſämtlichen Stücke, wie ſie ſich bedingen und einander auch wieder begrenzen und eins das andere ſo beleuchten als beſchatten, immer erſt entſteht.

Wenn ſich der moniſtiſche Wanderlehrer auf Fauſts Monolog in „Wald und Höhle" beruft („Erhabener Geiſt, du gabſt mir, gabſt mir alles"), ſo vergißt er nur die Replik Mephiſtos, in der ſich der Katzenjammer aller moniſtiſchen Verzückungen auftut:

„Und Erd' und Himmel wonniglich umfaſſen,
Zu einer Gottheit ſich aufſchwellen laſſen,
— — — — — — — — — — — — —

In ſtolzer Kraft, ich weiß nicht was, genießen,
Bald liebewonniglich in alles überfließen,
Verſchwunden ganz der Erdenſohn,
Und dann die hohe Intuition —
Ich darf nicht ſagen wie — zu ſchließen."

Er vergißt, daß Goethe nicht Fauſt iſt, ſondern Fauſt und Mephiſto zuſammen, und er vergißt, daß der Monismus auch nur eine Phaſe Fauſtens iſt, der ſteigt dann zu den Müttern hinab, bringt zur Tat auf freiem Grund mit freiem Volke durch und fährt, von Engeln getragen, zum Himmel auf. Für jeden Satz Goethes, der ſeinen Monismus beweiſen ſoll, will ich mit fünf anderen ſeinen Dualismus erbringen: Niemand hat, als Kind, Mann und Greis, ſo ſtark Erdenreich und Geiſterwelt einander ſuchen, verſchränken, ja durchdringen, aber immer wieder einander verlieren, fliehen, ja befeinden gefühlt wie Goethe.

Es gibt kaum eine Meinung, für die man ſich nicht auf Goethe berufen kann, gleich aber auch gegen ſie, und ohne daß man ihn je ſo mit ſich ſelbſt widerlegen könnte, denn er hat nicht heute die eine, morgen die andere Meinung, und auch das trifft nicht zu, daß er beide Meinungen zuſammen hätte, ſondern immer deutet er damit nur auf ein Höheres hin, wovon die beiden, wovon alle Meinungen immer nur wieder ein Unzulängliches ſind, das niemals Ereignis wird, wohin alle menſchlichen Meinungen immer nur ein immer wieder verſagendes Verlangen unſerer immer von neuem ausgeſtreckten, immer von neuem abſtürzenden Sehnſucht ſind.

Er ist darum geneigt, mit seiner Herstilie von allen Sentenzen, Maximen, in die der Mensch die Wahrheit einzufangen versucht, zu finden, „daß man sie alle umkehren kann und daß sie alsdann ebenso wahr sind, und vielleicht noch mehr". Das heißt nicht, daß er an der Wahrheit zweifelt. Er verzweifelt nur daran, sie mitteilen zu können. „Buchstaben mögen eine schöne Sache sein, und doch sind sie unzulänglich, die Töne auszudrücken; Töne können wir nicht entbehren, und doch sind sie bei weitem nicht hinreichend, den eigentlichen Sinn verlauten zu lassen; am Ende kleben wir am Buchstaben und am Ton und sind nicht besser dran, als wenn wir sie ganz entbehrten; was wir mitteilen, was uns überliefert wird, ist immer nur das Gemeinste, der Mühe gar nicht wert." Da wir nun aber doch einmal, wenn wir nicht, wie Montan, lieber ganz verstummen, auf „das schlechte Zeug von öden Worten" angewiesen sind, hilft er sich damit, daß er eben „das Gemeinste" immer wieder anders ausspricht, indem er so, immer wieder von einer anderen Seite her an die Wahrheit heranschleichend, doch wenigstens ein Gefühl der ewig verhüllten erahnen zu lassen hofft. In jenem berühmten Brief an Jacobi, vom 6. Januar 1813, hat er es selbst ausgesprochen: „Ich für mich kann, bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andre. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit,

als ſittlicher Menſch, ſo iſt dafür auch ſchon geſorgt. Die himmliſchen und irdiſchen Dinge ſind ein ſo weites Reich, daß die Organe aller Weſen zuſammen es nur erfaſſen mögen." Ebenſo auf einem Zettel von ſeiner Hand („Naturwiſſenſchaftliche Schriften", 2. Band, Seite 374): „Wir ſind naturforſchend Pantheiſten, dichtend Polytheiſten, ſittlich Monotheiſten." Und wieder, noch ſchärfer, einmal in den „Einzelnen Betrachtungen und Aphorismen über Naturwiſſenſchaften im allgemeinen" („Naturwiſſenſchaftliche Schriften", 2. Band, Seite 163): „Poeſie deutet auf die Geheimniſſe der Natur und ſucht ſie durchs Bild zu löſen. Philoſophie deutet auf die Geheimniſſe der Vernunft und ſucht ſie durchs Wort zu löſen. Myſtik deutet auf die Geheimniſſe der Natur und Vernunft und ſucht ſie durch Wort und Bild zu löſen." Jedes deutet alſo in ſeiner eigenen Art, indem es ſich dazu ſeiner beſonderen Mittel bedient, jedes hat auf ſeine Weiſe recht, aber alle können doch immer nur „deuten", es bleibt „Geheimnis", das nur „die Organe aller Weſen zuſammen erfaſſen mögen", der lobpreiſende Chor der ſämtlichen Erſchaffenen.

Mehr als „deuten" können wir nicht. „Deuten" oder wie Goethe es auch gern nennt: bis an das Urphänomen kommen, „die Phänomene bis zu ihren Urquellen verfolgen, bis dorthin, wo ſie bloß erſcheinen und ſind und wo ſich nichts weiter an ihnen erklären läßt." („Farbenlehre", 1. Band, Einleitung.) An dieſen „Urverhältniſſen" wird uns halt geboten, ſie mögen wir

anſchauen und allenfalls ahnen, daß, was ſie in ſich verbergen, auch in uns verborgen vorhanden iſt. Wir können an ihnen, wie er in jungen Jahren einſt dem Grafen Stolberg ſchrieb („Der junge Goethe", Inſelverlag, 5. Band, Seite 309), Gott, den „unergreiflichen", beberühren, aber jedes Wort davon iſt nur „Kindergelall und Geraſſel". Ausſprechen können wir nichts davon, aber Zeugnis können wir ablegen dafür, durch unſer Tun nämlich, indem nun jeder, der einmal des „Urlebendigen" irgendwie bei ſich gewahr geworden, das ſelige Gefühl davon ſein Tagewerk mitnimmt. Erkennen werden wir die Wahrheit nie noch ausſprechen können, aber wir können uns zur Wahrheit bekennen: wir können das Geheimnis fühlen und es bezeugen, indem wir es ausüben, jeder auf ſeine Art, der eine durch ſein Tun, der andere in ſeinem Wandel, aber alle doch immer nur hindeutend, mag man das nun mit einem Wort, das leicht mißbraucht werden kann, ſymboliſch oder, wie Goethe noch lieber ſagt, analogiſch nennen. Sobald man ſich aber dann verleiten läßt und das Symboliſche, das Analogiſche beim Worte nimmt, als wäre damit ausgeſprochen, was doch ewig unausſprechlich bleibt, iſt man, kaum geborgen, ſchon wieder verloren. Heraklit hat vom delphiſchen Gott geſagt, daß er nichts ausſpreche, nichts verberge, ſondern es anzeige. (οὔτε λέγει οὔτε κρύπτει ἀλλὰ σημαίνει Plutarch „De pyth. orac." p. 404 e.) So will Goethe, wenn er ſpricht, nichts ausſprechen, ſondern er zeigt das Geheimnis an. Und darum

muß er ſich immer widerſprechen. Denn auch indem er widerſpricht, zeigt er das Geheimnis wieder an. Sein ganzes Leben iſt ſolch ein ununterbrochenes Zeigen auf das Geheimnis. „An Gott glauben," hat er einmal geſagt, „dies iſt ein ſchönes löbliches Wort, aber Gott anerkennen, wo und wie er ſich offenbart, das iſt eigentlich die Seligkeit auf Erden." Sein ganzes Leben war ein ununterbrochenes Anerkennen, ja man möchte ſagen: Ausüben Gottes.

„Abglanz" nur erreichen wir, niemals das, was glänzt, ſelbſt. Wir erreichen immer nur Modifikationen eines Unbekannten. Wie wir uns vermeſſen, an ihnen dieſes ſelbſt ergreifen zu wollen, müſſen wir ſchon in uns ſelber greifen, wir dichten ſchon. Wenn ich an die Linde im Garten denke, muß ich ſie mir ſchon erdenken. Sie iſt das ja nie, ſie wird es erſt durch mich. Damit ich ſie nur überhaupt nur gewahren kann, muß durch mich an ihr etwas geſchehen. Was ich jedesmal von ihr erblicke, ſind jedesmal wieder andere Modifikationen, und daß ich alle dieſe Modifikationen auf einen und denſelben unbekannten Grund, immer auf ein und dasſelbe Unbekannte beziehe, das iſt ſchon meine Tat. Dies meint Goethe, wenn er unabläſſig immer wieder auf das Tun dringt. Durch Tun erſt wird Wiſſen ganz. „Das Halbgewußte hindert das Wiſſen. Weil alles unſer Wiſſen nur halb iſt, ſo hindert unſer Wiſſen immer das Wiſſen" („Naturwiſſenſchaftliche Schriften", 10. Band, Seite 76). Alles Wiſſen iſt ohnmächtig, ſolange nicht aus unſerm

Innern noch eine Kraft dazu kommt, die, was wir wissen wollen, erst vollbringt. Diese Kraft in uns, die wir den Modifikationen antun, bleibt uns ebenso unbekannt als die hinter den Modifikationen wirkende, sie bewirkende Kraft; wir glauben nur gewiß zu sein, daß diese beiden Unbekannten einander durch uns hindurch die Hände reichen. So kommt Goethe zu seinem besonderen Begriff einer Wissenschaft, für die das Wissen nicht hinreicht, die mehr sein muß, nämlich Kunst*. „Da im Wissen sowohl als in der Reflexion kein Ganzes zusammengebracht werden kann, weil jenem das Innere, dieser das Äußere fehlt, so müssen wir uns die Wissenschaft notwendig als Kunst denken, wenn wir von ihr irgend eine Art von Ganzheit erwarten . . . Um aber einer solchen Forderung sich zu nähern, so müßte man keine der menschlichen Kräfte bei wissenschaftlicher Tätigkeit ausschließen. Die Abgründe der Ahnung, ein sicheres Anschauen der Gegenwart, mathematische Tiefe, physikalische Genauigkeit, Höhe der Vernunft, Schärfe des Verstandes, bewegliche sehnsuchtsvolle Phantasie, liebevolle Freude am Sinnlichen, nichts kann entbehrt werden zum lebhaften, fruchtbaren Ergreifen des Augenblicks, wodurch ganz allein ein Kunstwerk, von welchem Gehalt es auch sei, entstehen kann." („Materialien zur Geschichte der Farbenlehre", in dem

* Wie durchaus arisch das ist, sieht man daran, daß der Indoarier „alle Beschäftigung mit Beweisen", also gerade das, was allein wir jetzt für Wissenschaft gelten lassen wollen, Avidya, „Nichtwissen" nennt. Darüber Chamberlain „Arische Weltanschauung", S. 52.

Abſchnitt „Betrachtungen über Farbenlehre und Farbenbehandlung der Alten".) Daß er keine der menſchlichen Kräfte bei wiſſenſchaftlicher Tätigkeit ausgeſchloſſen haben will, auch die Phantaſie nicht, dieſer Gedanke kehrt immer wieder. So fordert er in dem Aufſatz über Stiedenroths Pſychologie („Naturwiſſenſchaftliche Schriften", 2. Band, Seite 73) mit faſt eben den nämlichen Worten, daß der Forſcher „alle Manifeſtationen des menſchlichen Weſens, Sinnlichkeit und Vernunft, Einbildungskraft und Verſtand zu einer entſchiedenen Einheit ausbilden müſſe", und ſpottet über den Mann der „ſogenannten exakten Wiſſenſchaften", der „auf der Höhe ſeiner Verſtandesvernunft nicht leicht begreifen wird, daß es auch eine exakte ſinnliche Phantaſie geben könne, ohne welche doch eigentlich keine Kunſt denkbar iſt". Den Wert der Erfahrung leugnet er nicht, „ſo wenig als man den Seelenkräften, in welchen dieſe Erfahrungen aufgefaßt, zuſammengenommen, geordnet und ausgebildet werden, ihre hohe und gleich ſchöpferiſch unabhängige Kraft abſprechen wird" („Naturwiſſenſchaftliche Schriften", 2. Band, Seite 24). So gibt er immer und immer wieder und „wieder zu bedenken, daß die Tätigkeiten, in einem höhern Sinne, nicht vereinzelt anzuſehen ſind, ſondern daß ſie einander wechſelweiſe zu Hilfe kommen und daß der Menſch, wie mit andern, alſo auch mit ſich ſelbſt öfters in ein Bündnis zu treten und daher ſich in mehrere Tüchtigkeiten zu teilen und in mehreren Tugenden zu üben hat" („Materialien zur Geſchichte der Farbenlehre", Konfeſſion des

Verfassers). Sobald aber einer dieses „Bündnis" wirklich eingeht und sich seiner sämtlichen Tüchtigkeiten und Tugenden zu bedienen unternimmt, ist ihm ja die Wissenschaft eigentlich schon zur Kunst geworden, denn „das Wissen, indem es sich selbst steigert, fordert, ohne es zu bemerken, das Anschauen und geht dahin über, und so sehr sich auch die Wissenden vor der Imagination kreuzigen und segnen, so müssen sie doch, ehe sie sich's versehen, die produktive Einbildungskraft zu Hilfe rufen" („Vorarbeiten zu einer Psychologie der Pflanzen", „Naturwissenschaftliche Schriften", 6. Band, Seite 302). Wer sich nämlich nicht in irgend eine besondere „Manifestation des menschlichen Wesens" versperrt, sondern sie sämtlich, ja den ganzen Menschen ans Werk setzt, sieht sich bald in Widersprüche verstrickt, denn wenn sie gleich alle dasselbe manifestieren, so hat doch jede ihr eigenes Element, in das sie alles eintaucht, wie denn das Auge nur sehen kann, das Ohr immer hören muß, und so tut sich ein Abgrund auf, die Brücke müssen wir selber schlagen, aus uns selbst. Je mehr wir alle unsere Kräfte daran wenden, desto weniger kommen wir zurecht, solange wir uns nicht zu einem Gewaltstreich entschließen und nicht, was uns immer noch fehlt, einfach selbst erschaffen. „Idee und Erfahrung", schreibt Goethe an Schopenhauer, „werden in der Mitte nie zusammentreffen; zu vereinigen sind sie nur durch Kunst und Tat." Und in den „Vorarbeiten zu einer Psychologie der Pflanzen" („Naturwissenschaftliche Schriften", 6. Band, Seite 302)

baut er eine Pyramide der Wissenschaft auf: unten die „Nutzenden", über ihnen die „Wissenden", noch höher die „Anschauenden", ganz oben aber die „Umfassenden", von denen er sagt: „die Umfassenden, die man in einem stolzern Sinne die Erschaffenden nennen könnte, verhalten sich im höchsten Grade produktiv; indem sie nämlich von Ideen ausgehen, sprechen sie die Einheit des Ganzen schon aus, und es ist gewissermaßen nachher die Sache der Natur, sich in diese Idee zu fügen." Das klingt an dieser Stelle fast wie ein verwegener Scherz und als ob er vielleicht nur den Dogmatisten der bloßen Erfahrung, die ihm so herzlich zuwider waren, eins damit versetzen wollte. Es ist aber der notwendige Schluß aller Goethischen, des „herrlichen" Kant Frucht tragenden Weisheit. In den „paradoxen Sätzen", die er „auf seinen Sommerfahrten" notiert, dann aber nun auch erst noch „in Verbindung zu bringen, die hervortretenden Widersprüche zu vergleichen", keine Zeit mehr gefunden hat, können wir sie sozusagen im Urzustande belauschen. Sein Hauptsatz steht voran: „Natürlich Systém, ein widersprechender Ausdruck. Die Natur hat kein Systém, sie hat, sie ist Leben und Folge aus einem unbekannten Zentrum, zu einer nicht erkennbaren Grenze." Sodann kommt er gleich auf die „Idee der Metamorphose" zu sprechen, aber wie nennt er sie? Eine „Gabe von oben", da er ja, was immer er erlebte, erdachte, erträumte, alles vom Genius dargereicht empfand. Von ihr aus gelangt er zur Musik, die er „zum Trutz der Natur" erscheinen läßt. Da haben wir ganz eben

denſelben Gedanken wieder, als ob die Natur ſich dem Menſchen fügen müßte, und unmittelbar darauf heißt es denn auch geradezu: „Der Menſch, wo er bedeutend auftritt, verhält ſich geſetzgebend.“ Damit ſpricht er aus, was ihm Wiſſenſchaft (jene Wiſſenſchaft, die er ſich zur Kunſt geſteigert denkt) iſt: Geſetz geben. Nicht die Natur enthält das Geſetz und der Menſch entnimmt es ihr, ſondern ſie erhält es von ihm. Freilich muß aber „unſere ganze Aufmerkſamkeit darauf gerichtet ſein, der Natur ihr Verfahren abzulauſchen, damit wir ſie durch zwängende Vorſchrift nicht widerſpenſtig machen, aber uns dagegen auch durch ihre Willkür nicht vom Zweck entfernen laſſen.“ Es iſt völlig das Verhältnis des Künſtlers zu ſeinem Stoff. Auch der Künſtler muß ſich ja hüten, den Stoff zu „zwängen“, um ihn nicht „widerſpenſtig zu machen“, und darf ſich doch aber auch nicht durch die „Willkür“ des Stoffes „vom Zweck entfernen laſſen“. Jetzt verſtehen wir erſt, wie Goethe an einer anderen Stelle („Naturwiſſenſchaftliche Schriften“, 6. Band, Seite 348) ſagen kann, der Naturforſcher „verweile am liebſten in der Region, wo Metaphyſik und Naturgeſchichte übereinandergreifen“. Und ſo verſtehen wir jetzt auch, warum er dem Forſcher immer wieder und wieder zur Phantaſie rät. „Phantaſie iſt der Natur viel näher als Sinnlichkeit, dieſe iſt in der Natur, jene ſchwebt über ihr. Phantaſie iſt der Natur gewachſen, Sinnlichkeit wird von ihr beherrſcht“ („Naturwiſſenſchaftliche Schriften“, 6. Band, Seite 361). Für Phantaſie ſagt er zuweilen auch „pro-

duktive Einbildungskraft" oder „innere produktive Kraft" oder „Ideenvermögen", gemeint ist immer die unbekannte Kraft, die den Menschen das Geheimnis, das er niemals erkennen wird, durch die Tat berühren läßt. Um die menschlichen Tüchtigkeiten und Tugenden fruchtbar zu machen, muß noch etwas hinzukommen: die Einflüsterung des Genius. Der Genius geht so treu mit Goethe wie mit dem Katholiken sein Schutzengel. Niemand hat kindlicher in seinem ganzen Leben überall der „höheren Leitung" vertraut, niemand sich so sehr als das Werkzeug eines verborgenen Plans gefühlt, niemand sich auf Schritt und Tritt so sicher behütet gewußt, er selber war sich immer nur der Empfänger, der Melder des göttlichen Funkens. Gelassen erzählt er, daß nicht er es war, der zur Optik wollte, „ich bin vom Genius dahin geführt worden". Er klagt über die Last, die er sich damit aufgeladen, „oder vielmehr der Genius hat's getan". Er ist immer bloß der Apparat des Genius; was er vollbringt, geschieht vielmehr an ihm; was er zu tun scheint, das wird ihm vielmehr angetan. Er hat des Papstes Gregor Hymnus an den Heiligen Geist übersetzt: „Der herrliche Kirchengesang Veni Creator Spiritus ist ganz eigentlich ein Appell ans Genie; deswegen er auch geist- und kraftreiche Menschen gewaltig anspricht." Und wie seltsam einem das auch vorkommen mag, ihm ist all sein Tun in Leben, Kunst und Wissenschaft immer eingegeben worden, eingegeben von einer höheren, nicht ihm selber eigenen, ja ihm gar nicht bewußten, ohne seinen Willen

über ihn hereinbrechenden, ihn überwältigenden Kraft. Und wenn er versucht hat, Wissenschaft als Kunst zu behandeln, so heißt das nur, daß er auch als Erkennender, wie als Schaffender, die Eingebung der Himmlischen zu Hilfe ruft.

Aber indem nun das Göttliche sich auf einen Menschen niederläßt, nimmt es Menschenart an, und was in einem Menschen der göttliche Hauch wirkt, trägt schon dieses Menschen Züge. Es verdüstert, es trübt sich, der Mensch färbt darauf ab. „Das Wirkende muß trefflicher sein als das Gewirkte", sagt Goethe, „und die übersinnliche Musik bringt die Musik in sinnlichem Tone hervor." Wenn alle Wahrheit, deren wir fähig sind, immer nur unsere eigene Tat ist, so kann jede Wahrheit bloß eben für ihren Täter Gültigkeit ansprechen, als sein Anteil am Göttlichen, der Anteil dieses einen Menschen; und jeder andere wird damit für sich nichts anfangen können und sich wieder seinen selbst suchen müssen. Die Wahrheit ist immer dieselbe, sicut erat in principio et nunc et semper et in saecula saeculorum; sobald aber die Wahrheit einen Menschen betritt, hat sie schon einen Zusatz von Wahn und Trug und Albernheit, den eben dieser eine Mensch gar nicht entbehren kann, denn eben dieser Zusatz von Wahn und Trug und Albernheit ist es, wodurch ihm die Wahrheit erst sichtbar wird, jeder Mensch braucht einen solchen Zusatz, aber jeder einen anderen, für jeden muß Wahn und Trug und Albernheit wieder besonders gemischt werden. Alles Wissen ist darum

völlig individuell, es gilt nur für den einen, der es weiß. „Ich habe mich durchaus überzeugt, das Liebste, und das sind doch unsere Überzeugungen, muß jeder im tiefsten Ernst bei sich selbst bewahren; jeder weiß nur für sich, was er weiß, und das muß er geheimhalten; wie er es ausspricht, sogleich ist der Widerspruch rege, und wie er sich in Streit einläßt, kommt er in sich selbst aus dem Gleichgewicht, und sein Bestes wird, wo nicht vernichtet, doch gestört." So spricht Montan aus, worauf im Grunde zuletzt alles Tun, alles Wirken Goethes und sein ganzes Verhältnis zu den anderen beruht: er will seine Wahrheit finden und den anderen ihre lassen. Mit immer anderen Worten ruft er uns das immer wieder zu: „Jeder Mensch muß nach seiner Weise denken; denn er findet auf seinem Wege immer ein Wahres oder eine Art von Wahrem, die ihm durchs Leben hilft." Und: „Ich schweige zu vielem still: denn ich mag die Menschen nicht irre machen und bin wohl zufrieden, wenn sie sich freuen da, wo ich mich ärgere." Und wieder: „Was ich recht weiß, weiß ich nur mir selbst; ein ausgesprochenes Wort fördert selten, es erregt meistens Widerspruch, Stocken und Stillstehen." Und: „Unsere Meinungen sind nur Supplemente unserer Existenz. Wie einer denkt, daran kann man sehen, was ihm fehlt." Und: „Was originell ist, trägt immer die Gebrechen des Individuums an sich." Daraus folgt: „Das Schrecklichste für den Schüler ist, daß er sich am Ende doch gegen den Meister wieder herstellen muß. Je kräftiger das ist, was dieser gibt, in desto größerem

Unmut, ja Verzweiflung ist der Empfangende." Denn: „Das Wahre ist gottähnlich: es erscheint nicht unmittelbar, wir müssen es aus seinen Manifestationen erraten." Daher denn auch Goethes Toleranz, die so gar nichts von der landläufigen, nichts von Unsicherheit, Nachgiebigkeit oder gar Entgegenkommen, nichts von Anbiederung und Konnivenz hat, auch nichts von der Geneigtheit, sich anderen, andere sich anzupassen und die eigene Meinung an fremden, fremde wieder an der eigenen so lang abzuschleifen, bis sich allmählich eine mittlere daraus ergibt, die keinem mehr weh tut, aber auch keinem mehr wohl. Er läßt sich von seiner nichts abhandeln, aber er will sie keinem aufdrängen, sie wäre ja sonst nicht mehr seine. Er hält sie fest, aber nur für sich, als sein Eigentum. „Weder polemisch noch konziliatorisch, sondern positiv und individuell", ist sein Wahrspruch und so verkennt er auch nicht, daß ebenso ja jede von unseren Kräften, jede der Fähigkeiten, Tüchtigkeiten und Tugenden, mit denen wir begabt sind, auch wieder sozusagen ein eigenes Individuum in uns ist, das auch wieder seine besondere Wahrheit hat, in die es sich von seinen Mitbewohnern mit ihren Wahrheiten nichts dreinreden läßt. In demselben Menschen ist Augenwahrheit anders als Ohrenwahrheit, jeder Sinn hat seine eigene Wahrheit, und die Phantasie wieder ihre, der Verstand eine andere, das Gemüt eine, der Wille seine und wenn sie sich alle vereinigen, alle zusammen wieder eine neue, die sich, so oft sie sich vereinigen, jedesmal wieder anders erneut, je

nachdem ſie ſich vereinigen, und dies erhält und bewegt unſer irdiſches Leben, bis es alle Wahrheiten hervorgebracht hat, deren es fähig iſt; dann kann es auslöſchen. Aber wie ſie ſich auch zu widerſprechen, ja eine die andere zu widerlegen ſcheinen, ſie müſſen alle doch in der Tiefe dasſelbe ſein: dies werden wir gewahr, ſobald wir handeln. Im Handeln verſtummt unſer innerer Widerſpruch und was ſonſt gegeneinander ſtrebt, findet ſich zuſammen zum Handeln. Handelnd ſind wir, wenn wir aus unſerem Gewiſſen handeln, der verborgenen, gemeinſamen, ewigen Wahrheit gewiß. Sie kann vom Menſchen weder erkannt noch ausgeſprochen werden, aber aufgezeigt durch die Tat. Wo immer eine Mutter, tief verſonnen, ihrem Kind die Bruſt reicht, wo immer ein Mann für ſeinen Glauben das Schwert zieht, wo immer ein Menſch reinen Herzens ſeinen Willen dem inneren Geſetz darbringt, iſt ſie da. Wir haben ſie nirgends, aber überall können wir ſie tun.

Iſt auch unſere Zeit noch immer nicht reif für dieſen Goethe, den ganzen und den man in mehr als einem Sinn, doch freilich auch mit mehr als einem Vorbehalt den katholiſchen Goethe zu nennen ſich faſt verſucht fühlt? Keine hat wie ſie die ſämtlichen Möglichkeiten des Menſchen ausgekoſtet, keine wie ſie ſich von allen enttäuſcht geſehen. Wir haben alles erprobt, nichts hat uns ſtandgehalten. Zuletzt auch dies nicht mehr, daß nichts ſtandhält. Auch das hält uns jetzt nicht mehr ſtand; es iſt auch ſchon wieder überwunden, es war auch wieder

nur ein Seitenblick der Wahrheit. Durch alle Verzweiflungen hindurch ſind wir geſchritten, bis wir jetzt auch am Verzweifeln ſelbſt wieder verzweifeln. Je näher wir uns der Wahrheit glaubten, deſto weiter fanden wir uns immer wieder von ihr entfernt. Wenn wir ihr aber dann ſchon entſagen wollten, ſtand ſie auf einmal mit furchtbarer Gewißheit wieder vor uns da; in jedem Irrtum, jeder Lüge ſahen wir ihr verzerrtes Antlitz uns anſtarren. So können wir nicht anders als ſie, die wir nirgends erkennen dürfen, überall anerkennen, überall ausüben. Die nackte Wahrheit iſt für uns nirgends, aber alles um uns iſt ihr Kleid. Von unſeren irdiſchen Sinnen verdunkelt, können wir ſie nicht erblicken, aber wir können ſie, vom himmliſchen Geiſt erleuchtet, bezeugen. Alles iſt Irrtum, mit menſchlichen Augen angeſehen, aber an allem, aus allem, ſobald es der göttliche Hauch berührt, tut ſich die ewige Wahrheit kund. Imple superna gratia!

Anhang.

Der Aufſatz „Der böſe Goethe" iſt dem bei S. Fiſcher in Berlin 1904 erſchienenen Werke „Dialog vom Tragiſchen", der Aufſatz „Der veränderte Freund" dem ebenda 1903 erſchienenen Buche „Rezenſionen. Wiener Theater 1901—1903", der Aufſatz „Taſſo" den ebenda 1907 erſchienenen „Gloſſen" entnommen, „Die Mutter" dem „Buch der Jugend" (Wien und Leipzig 1908. Hugo Heller), „Die Saat Goethes", „Goethiſch" und „Die Kleinen" dem Buche „Bildung" (Inſelverlag 1900), „Der Unſterbliche" den „Eſſays" (Inſelverlag, Leipzig 1912) und „Der ganze Goethe" dem 1916 im Delphinverlag in München erſchienenen Werke „Expreſſionismus".

Inhalt.

	Seite
Der böſe Goethe	1
Der veränderte Freund	10
Taſſo	22
Die Mutter	29
Die Saat Goethes	39
Goethiſch	44
Die Kleinen	53
Der Unſterbliche	60
Der ganze Goethe	72

Im Delphin-Verlag München
ist erschienen:

Hermann Bahr

Expressionismus

Mit 19 Tafeln

Geheftet M. 3.—, in Halbpergament M. 4.50, Vorzugsausgabe (Nr. 1—60) auf Bütten in Ganzpergament M. 16.—.

„Gestern fiel das neuerschienene Buch Hermann Bahrs mit obigem Titel in meine Hand. Ich habe das Buch nicht nur gelesen, sondern es ist mein Genosse an diesem Tage geworden, ein lachender Weggesell, der mir lichte Blicke zeigte, wo einst Dunkel gewesen. Manchen Umweg führte er zwar nach meiner Ansicht, dann aber erkannte ich, daß nur über Umwege der Weg zur Erkenntnis in diesen Dingen genommen werden kann. Nur das Banale trifft das einfache Wort auf den Kopf. Höhen wollen erklommen sein im Zickzack, nicht senkrecht hinauf.

Es steht viel von Goethe in diesem Buch und von Johannes Müller, dem Psychologen, aber nichts, was nicht jeder begreifen könnte, nichts, was nicht auf das Problem zuführte. Und nebenbei fallen Worte von solcher Schärfe der Prägung, Worte, die an den Puls unserer Zeit greifen, daß man wünschte, neben Bahr wandern zu dürfen und seiner täglichen Rede Zeuge zu sein."

(Dr. Rob. Corwegh in „Leipziger Tagblatt".)

FOURTEEN DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

18May'55MM

Melnik

JUN 16 1955 LU

JUN 6 - 1955 LU

LD 21–100m-2,'55
(B139s22)476

General Library
University of California
Berkeley

5. Band. Dr. Felix Braun (Wien):

Verklärungen. Ausgewählte Aufsätze.

6. Band. Amtsgerichtsrat Dr. Erich Wulffen (Zwickau):

Die Psychologie des Giftmordes.

7. Band. Engelbert Pernerstorfer (Wien):

M323614

(Berlin): Die Nerven; ferner eine Auswahl aus den Werken von Leopold von Ranke, Goethe (Naturwissenschaft und Philosophie) u. a.

Jeder Band enthält 6 bis 7 Druckbogen im Oktavformat in gutem Einbande.

Preis K 1.30 = M. 1.

YC13